ABOUT THE OLD

COFFEE MILL

Aus der alten Kaffeemühle.

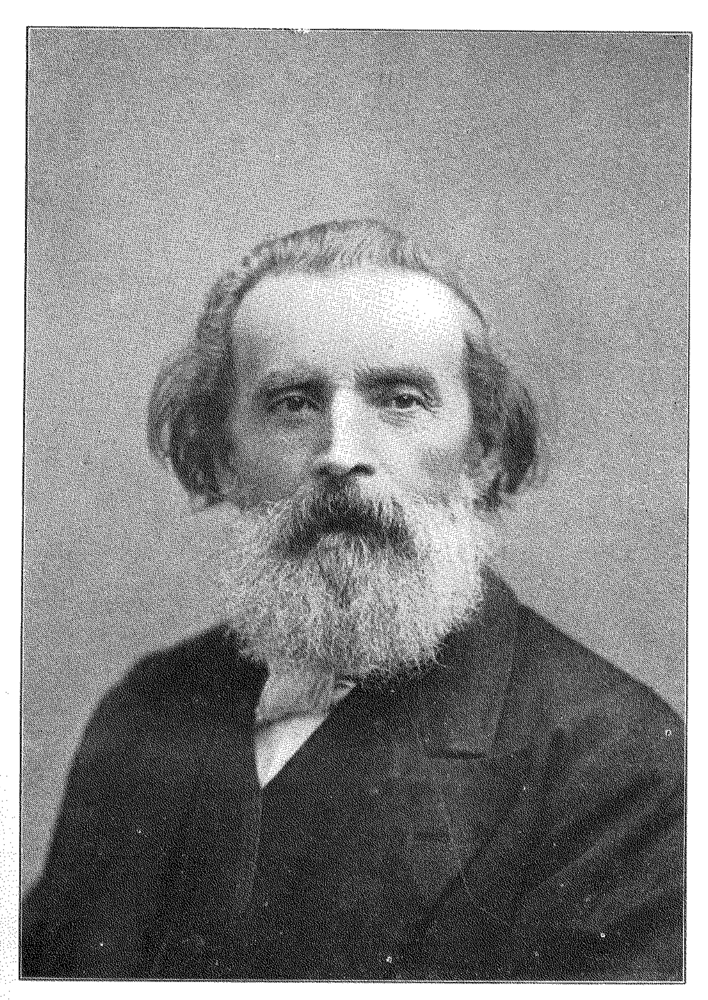
Geschichten aus der Studentenzeit

von

Alfred Ira.

ANTIGO PUBLISHING COMPANY,
ANTIGO, WIS.

Inhalt:



Professor Aug. Crämer.

Daß der Name Crämers auf dem ersten Bogen dieses Buches Craemer gedruckt steht, ist leider ein Versehen des Korrektors und erst entdeckt worden, als der Bogen bereits gedruckt vorlag. Wir bitten den Leser und die Nachkommen Prof. A. Crämers dieses Versehens wegen um Entschuldigung und werden nicht verfehlen, es in einer etwaigen zweiten Auflage zu korrigieren.

Vorwort.

Dies Büchlein verdankt seine Entstehung einem verunglückten Plane. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, daß dem guten Onkel Craemer ein Denkmal gehöre. Dies Denkmal wollte ich aus Marmor oder Eisen oder aus irgend einer verfügbaren wetterfesten Masse errichten und im Collegepark, der guten Alma Mater sozusagen gerade unter der Nase, aufstellen lassen. Ich bildete mir ein, daß dort, wo der Vater der praktischen Anstalt gelebt und gewirkt hat, der einzig passende Platz für dies Denkmal sei, und ging, wie immer für meine Torheiten, gewaltig dafür ins Zeug. Es kam jedoch anders. Obwohl manche meiner Komilitonen mit mir Feuer und Flamme für den Plan waren, dachten andere anders und machten viel Worte, gaben vielerlei zu bedenken und fuhren mir mit so vielen Wenn und Aber in die Parade, daß ich diesen schönen Plan, wie so manchen schönen Traum meines Lebens, aufgeben mußte. Nun grübelte ich, wie es leider öfters meine Schwäche ist, wie ich mich für diesen verunglückten Gedanken rächen könne, und verfiel auf die Idee, dem alten guten Onkel ganz eigenmächtig und eigenhändig ein solches Denkmal zu setzen und zwar, da Marmor und Eisen etwas hoch im Preise stehen, aus Papier. Durch Erfahrung war ich außerdem gewitzigt worden: Ich habe nämlich gelernt, daß derjenige, der viel fragt, auch viel Antwort bekommt, und habe diesmal gar nicht gefragt. Ich schrieb einfach drauf los und schrieb so lange, bis das papierne Denkmal fertig war. Das Angenehme dabei war,

daß mir niemand dreinredete, niemand Ratschläge gab, niemand Bedenken äußerte, keiner mit Wenn und Aber aufwartete. Es kann nun gern sein, daß mancher mein selbständiges Vorgehen von Herzen bedauern wird; daß manchem mein papiernes Denkmal gar nicht gefällt und daß er meint, es wäre besser und passender gewesen, wenn ich ihn zuvor um seine geneigte Ansicht befragt hätte. Es kann leicht sein, daß mancher sich entschieden weigern wird, mein Denkmal als ein solches passieren zu lassen. Das alles soll mich nun, da der Streich einmal fertig ist, nicht sonderlich anfechten.

Und wenn ich die einzelnen Steine genauer besehe, so reut mich meine Kühnheit nicht einmal. Ich habe sie alle sorgfältig ausgewählt und genau an ihre Stelle gesetzt. Wenn ich dabei etwas versehen oder gar verfehlt habe, so geschah es nicht aus Mangel an Liebe zur Sache. Ich darf mir gestehen, daß ich es gern und mit Lust getan habe. Der alte gute Onkel und seine Schöpfung sind mir zu teuer und zu segensreich gewesen, als daß ich mich etwa an dem Gedanken: Er ist tot und Friede seiner Asche! hätte begnügen können. Es war mir immer, als müsse da noch etwas gesagt werden, und hier ist es nun gesagt worden.

Natürlich fällt da, wo ein großes Licht leuchtet, auch manches Streiflicht auf andere Leute. Man kann den Meister von seinem Werk nicht trennen, ohne ihm selber zu schaden. Daher kommt es, daß in diesem Buch Geschichten stehen, die eigentlich nichts mit Craemers Persönlichkeit zu tun haben, die aber meiner Meinung nach als Bausteine zum Denkmal unerläßlich sind, und dem ganzen das eigenartige Gepräge verleihen. Wo man Craemers Namen nennt, erinnert man sich auch seiner Anstalt und seiner Schüler, und

das ist in diesem Buch nun auch geschehen. Bei manchem konnte ich mich allerdings des bangen Gedankens nicht erwehren, daß ich damit der Kritik Tür und Tor öffne; aber der Reiz war größer als meine Widerstandsfähigkeit. Es ist nun einmal geschehen, und ich beuge mein schuldbedecktes Haupt dem Unvermeidlichen. Nur eins will ich zu meinen Gunsten vorbringen: Bös habe ich es nirgends und nimmer gemeint.

So zum Beispiel mit dem Titel. Das alte Collegegebäude „die Kaffeemühle“ zu nennen, war unter uns eine leidige Gewohnheit. Sie tat unsrer Ehrfurcht und Achtung vor dem ehrwürdigen Gebäude keinen Abbruch. Mit den Jahren aber hat diese „Kaffeemühle“ etwas Vertrauliches für mich gewonnen und klingt wie ein angenehmes Geläute aus alter Zeit an mein Ohr. Und außerdem: Wer sich Craemers erinnert, wird auch der alten „Kaffeemühle“ ein warmes Gedenken bewahren, denn beide gehören zusammen.

Nun hoffe ich auf mildernde Umstände bei der Beurteilung meines papiernen Denkmals.

In alter Liebe

Der Verfasser.

An Professor Craemers Grab.

Ort: Oak Ridge Cemetery in Springfield, Ill. Um Craemers Grab stehen eine Anzahl Personen — seine ehemaligen Schüler — mit entblößtem Haupte, und einer von ihnen legt einen Lorbeerkranz am Sockel des Monumentes nieder. Dunkelgrüne Zypressen und Tannen stehen wie von Andacht erstarrt regungslos. Das Laub einer Trauerulme erzittert periodenweise wie von verhaltner Trauer. Weiße und bläuliche Marmorsäulen schimmern wie huschende Geister durch das tiefdunkele Grün der Zypressen und Tannen, und die Blütendolden der Grabesblumen lauschen versteckt wie neugierige Kinder. Craemers Schüler senken das entblößte Haupt und verharren eine Zeitlang lautlos in dieser Stellung. Dann redet jemand.

Hier also haben sie dich gebettet, du lieber Alter! Als wir dich zuletzt sahen, standest du auf dem Katheder, recktest den Kopf in männlichem Kraftgefühl weit in den starken Nacken zurück und riefest uns das Wort unsers Meisters zu: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Wir gingen und sahen dich fortan nicht mehr. Dann legten sie dich eines Tages zusammen und trugen dich hier hinaus. Nun stehen wir um dein Grab herum und denken deiner.

Und an einem lauschigen stillen Ort haben sie dich gebettet. Diese Zypressen und Tannen verhalten sich heute lautlos wie in Ehrfurcht, als scheueten sie sich, deinen Schlummer zu stören. Es scheint fast, als ahnten sie, daß wir hier

unsern lieben Lehrer und Vater begraben haben. Jene Marmorsäule zu deinen Häupten redet wohl von deinem Gedächtnis; aber ihre Sprache ist wie nächtliches Schweigen gegen das, was wir hier empfinden. Vater und Mutter verließen uns, aber du nahmst uns auf und warst uns Vater und Mutter zugleich. Unter dem Sonnenschein deiner treuen Blicke gediehen wir und an deinem Vaterherzen wärmten wir uns, wenn die Menschen gar zu kalt und unfreundlich wurden. Du warst immer warm und traulich wie ein heimatlicher Herd, nie sahen wir dich kalt oder lau oder gar frostig.

Nun sind deine zwei Adleraugen gebrochen und dein warmes Herze schlägt nicht mehr; der starke Nacken ist gebeugt und die welken Hände liegen schlaff an deinen Seiten. Kein Strahl der Wärme und Liebe geht mehr von dir aus. Aber in unsern Herzen bist du nicht tot; du lebst darin und wirst darin leben bleiben. Wir sehen dich, wie du einst warst, und nicht, wie du jetzt bist. Es ist alles grün und lebendig um dein Grab herum, und grün und lebendig ist dein Gedächtnis auch in uns. Die Schrift, die du darein gegraben hast, und das Feuer, das du darin angezündet hast, können nur der starre Tod löschen, sonst nichts.

Weißt du es noch, teurer Vater, als wir einst deinen Geburtstag im grünen Collegepark feierten? Nein, du weißt es nicht mehr, aber wir wissen es. Du saßest auf einem grünbekränzten Stuhle an der Tafelrunde und wir saßen vor dir, jedoch so, daß jeder einen ungehinderten Blick auf dein leuchtendes Vaterangesicht hatte. Wir sahen es dir an, daß du dich unter uns wohl fühltest und fröhlich warst, und wir waren fröhlich darüber und fühlten uns wohl in deiner

Nähe. Was wir damals empfanden, sprachen unsere Redner in Toasten aus, und du hörtest es, lächeltest dazu, erhobest dein Glas und riefst: Meine braven Neffen sollen samt und sonders leben! Sie leben hoch! Und wir entgegneten: Unser guter Onkel soll leben! Er lebe hoch, dreimal hoch! Wir erhoben begeistert die Gläser . . . Nein, doch nicht, es waren Kaffeetassen . . . und sangen dir aus unsern jungen Kehlen mit einem überquellenden jugendlichen Herzen ein brausendes Lebehoch, das vorerst nicht abreißen wollte. Wir sangen und wünschten und wollten, daß du lebtest, und du lebst! Nicht jeder ist tot, den man begraben hat, und du bist nicht tot unter uns. Wir, deine Neffen, gestehen es dir an deinem Grabe: Du lebst und sollst unter uns lebendig bleiben! Dein Gedächtnis grüne wie die Zedern am Libanon, guter Onkel!

Damals waren wir jung. Jetzt sind wir Männer mit erbleichenden Haaren, mit Frau und Kindern. Wenn wir unsere Kinder strafen, strafen wir sie wie du uns gestraft hast, ohne Arg, ohne Hinterhalt, ohne Nachsicht gegen die Sünde, aber mit einem Herzen voll unversiegbarer Liebe gegen den Sünder, der zwar die Sünde nicht lieb hat, trotzdem aber in Sünde fällt und sich in jugendlicher Gereiztheit manchmal in der Sünde vertrotzt. So wie du uns, reden wir auch ihnen ins Gewissen und lehren sie Gott und sein Wort fürchten und lieben. So wie du uns niemals unsere Vergehen nachgetragen hast, tragen wir auch ihnen nichts nach, wenn sie bußfertig sind, und behandeln sie, als hätten sie nie ein Wässerlein getrübt. Und so wie du damit unsere Herzen gewannst, gewinnen wir auch ihre Herzen. Deinen geraden offenen Sinn haben wir uns in allen unsern Hand-

lungen mit unsern Mitchristen zum Vorbild genommen und bestreben uns demgemäß ohne Arg zu sein wie die Tauben. So wie du dich herunter hieltest zu den Niedrigen, als wärest du gar nichts, und warst uns doch so viel, wollen wir auch in der Demut zeitlebens deine Schüler bleiben. Und wie du deine Lebensaufgabe im Dienst an andern und in der Aufopferung für andere erblicktest, wollen auch wir andern dienen, wie du uns gedient hast. Du hast niemand anders in uns gesehen als Jesum allein, und wir rühmen auch in dir nur Jesum allein.

Wir sehen und hören dich noch, wie du in der Symbolik, in der Dogmatik, in der Pastorale und im Luther aller prüden Verzärtelung in Lehre und Leben abhold warst und dich nicht scheutest, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Dann kam es uns vor, als sei der Mantel Luthers auf dich gefallen, als verkörpere sich in deiner Person alle Rechtgläubigkeit, mit dem Eifer des Elias und mit der Sanftmut des Johannes gepaart, als müßten wir rufen: Mein Vater, mein Vater! Wagen Israels und seine Reiter! Nun klammern wir uns an deinen Mantel und rufen es dir ins Grab nach: Du warst unser lieber Vater und bist noch unser guter Onkel, und Gott gebe, daß du dich deiner Kinder und einstigen Neffen am jüngsten Tage nicht zu schämen brauchst. Dein Bekennermut hat uns angefeuert, ohne Ansehen der Person zu bekennen und von der Wahrheit weder zur Rechten noch zur Linken abzuweichen. Und wie du Geduld mit dem aus Schwachheit Irrenden hattest und ihn mit Liebe und Belehrung wieder zurecht brachtest, so nehmen wir dich uns auch darin zum Vorbilde. Du liegst nun zwar im Grabe, aber die Orthodoxie ist nicht mit dir begraben worden,

und Gott wird uns fernerhin sein Evangelium klar und helle leuchten lassen. Doch leuchten deine Lehre, dein Glaube, deine Liebe, deine Treue, deine Demut und deine Lindigkeit wie funkelnde Sterne über deinem Grabe und lehren uns das gläubige Aufschauen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens. Und deshalb lieben wir dich und werden in dieser Liebe auch nicht erkalten, so lange Jesus in unsern Herzen eine Gestalt hat.

Wir sehen dich wieder in deinem Studierzimmer sitzen, an dem kleinen Tisch in der Südwestecke, und hören, wie jemand die Treppe herauf kommt und anklopft. Du rufst „Herein!" in einem ehrfürchtigen Tone, als erwartest du einen großen Herrn, und es kommt nur ein armer, verzagter Schüler. Während du seinen zaghaften Gruß erwidertest, tratest du zum Ofen, um an den glühenden Kohlen die Pfeife zu entzünden, die dir während des eifrigen Schreibens ausgegangen war. Im Arbeitseifer nahmst du dir nicht die Zeit dazu, aber jetzt, da du ohnehin gestört wurdest, verschlug es dir nichts. Der Schüler trug deiner Aufforderung gemäß sein bescheidenes Anliegen vor und du kratztest währenddessen in den Kohlen, ob nicht eine davon genügend Glut für deinen Tabak bewahrt habe; denn die Pfeife mit einem Streichholz anzuzünden, dazu warst du zu sparsam. Nicht für dich, für andere, für deine armen Schüler spartest du an allem. Und im Sommer, wenn man nicht heizte, rauchstest du fast nur des Morgens und des Abends, wenn man ohnehin die Lampe brennen muß; dann mußte der viel benutzte Fidibus die glühende Kohle ersetzen. Sobald die Pfeife qualmte, drücktest du ihn sanft aus, damit er noch länger währe. Und wenn im Ofen eine Kohle sich aufstöbern ließ,

die noch ein Fünkchen Glut zeigte, so bliesest du so lange daran herum, bis sie angefacht war, hubest sie mit einem Span auf die Pfeife, sogest mächtig und schnelle, bis es qualmte, und ließest sie dann sanft in die Asche zurückfallen. Damit sie dir bis zum nächsten Mal nicht etwa ausginge, gabest du ihr tote Kohlen zu Gefährten, auf daß sie sich an der lebendigen belebten. Dann gingst du mit dampfender Pfeife geräuschlos und sachte, als möchtest du den Schüchternen nicht noch schüchterner machen, zu deinem hölzernen Stuhl zurück und fragtest den Verzagten: „Ist denn der liebe Gott plötzlich über Nacht gestorben?“ Und wenn dir der Schüchterne die Antwort schuldig blieb, beantwortetest du deine Frage selber: „Davon hat Er mir noch nichts mitgeteilt. Also lebt Er noch, und das sehr! Und von allen Seinen gnädigen Verheißungen gilt noch dasselbe, was früher galt: Sie sind Ja und Amen in Ihm. Und Sie armer Mensch können das wohl gar nicht glauben?“ Oder du langtest in dein geheimes Fach und reichtest dem Bedürftigen von deinen Ersparnissen hin, damit er sich etwas auf den Leib oder ein nötiges Buch oder sonst etwas Notwendiges kaufe. Und dankte man dir, so sagtest du: „Ist schon gut!“ Du weißt dies alles nicht mehr, denn du ließest nie deine Linke wissen, was die Rechte tat, aber es giebt ihrer viele, die es wissen und es dir nie vergessen werden. Auch nicht am jüngsten Tage vor unserm gnädigen Richter. Dann werden dir die Ohren klingen von all den guten Werken, die man dir im Himmel nachsagt, und du wirst von deinem Heiland hören: „An meinen Geringsten hast du mir das alles da und dort getan.“

Und treu warst du, wie im Großen so auch im Kleinen.

Nie bist du zu spät in deine Stunden gekommen, und pünktlich mit dem letzten Glockenschlage tratest du Morgens fünf Uhr zur Andacht an. Mochte draußen Schnee sich türmen und der Wind in den Collegegängen heulen und winseln, du warst da. Mochte dir der Rheumatismus die Glieder krümmen und des Alters Schwäche deines Körpers Kräfte allgemach verzehren, du überwandest sie mit Willensstärke und standest vor uns wie einer, der des Lebens Jammer nie gekannt hat. Um uns zu dienen, entzogest du dir oft den so nötigen Schlaf, und um für die Armen etwas zu erübrigen, legtest du dir freiwillig ein Fasten auf. Du glaubtest, wir merkten es nicht, denn es war dir ein Greuel, deine Kasteiungen auch nur mit einer Miene anzudeuten. Du ließest nie und nimmer vor dir trompeten, wenn du Almosen gabest, und die Entbehrungen, die dir deine Liebe zu uns auflegte, verschwiegest du, als wären sie deine Schande. Aber wir kannten sie zum Teil und ahnten den anderen Teil. Und deshalb auch wären wir für dich durchs Feuer gegangen, wenn wir dir damit hätten dienen können. Und dann dein beispielloses Zartgefühl, womit du unsere Blößen zudecktest. Du weißt es nicht, aber wir wissen es. War da nicht einer, der dir viel Not und Verdruß mit seiner Saumseligkeit bereitete? Wieder und wieder kam er des Morgens zu spät in die Andacht, und das Zuspätkommen war dir ein Greuel. Wieder und wieder hast du ihn ermahnt, sein Fleisch, das des Morgens nicht aus dem Bett heraus wollte, zu bezwingen und den andern durch Pünktlichkeit seine Buße zu beweisen. Er versprach es und kam — wieder zu spät. Da, eines Morgens, als die Glocke den letzten Schlag getan und du aus dem Bibliothekzimmer heraus tratest, um in die

Aula zu gehen, kommt er die Treppe herunter gepoltert und hat es mit seinem bösen Gewissen so eilig, daß er an dir vorbei rennt ohne dich zu sehen. An der oberen Aulatür bleibt er stehen und wirft einen scheuen Blick zum Katheder hinüber, ob du schon da seiest. Da stehst du bereits hinter ihm und traust deinen Augen kaum. Hintenwärts hängen dem Saumseligen zwei lange Streifen herunter, die du sofort als — Hosenträger erkennst; er ist weder gewaschen noch gekämmt und nun auch nicht einmal ordentlich gekleidet. Gerade als er hinein schlüpfen will, packst du ihn bei den langen Streifen, ziehst ihn in den Gang zurück und schiebst ihn da hin, wo ihn die anderen nicht sehen können. Er schämte sich nicht, aber du schämtest dich für ihn. Du zeigtest ihm die Streifen und fragtest: „Sehen Sie denn nicht? Und in dem Aufzuge wollen Sie sich vor der ganzen Studentenschaft lächerlich machen? Da stellen Sie sich hinter die Wand und bringen erst Ihre Toilette in Ordnung und dann treten Sie durch die untere Tür ein." Dein Zartgefühl überwand ihn. Daß du ihn, den so häufig rückfällig gewordenen, nicht verachtetest, sondern aus zarter Rücksicht auf seinen guten Namen hinter die Wand schobest, damit er der Lachlust und dem Spott der anderen entginge, hat ihn umgewandelt und ihn zu einem pünktlichen Menschen gemacht. Dir ist das vielleicht entgangen, aber uns nicht. Du hast uns geliebet wie einen die Mutter liebet, und oftmals zartsinniger und opferungsfreudiger. Aus solchen Kleinigkeiten erkannten wir deine Größe und deinen Wert. Und nun sagen wir uns: Wenn sündige Menschen durch Gottes Gnade schon so groß gemacht werden, wie groß muß dann die göttliche Gnade selber sein!

Der Notnagel.

Die Gemeinde in Springfield war wieder einmal vakant. Unser Patriarch Lochner begab sich nach Milwaukee in den Stand der Ruhe und Craemer wurde zum Vakanzprediger berufen. Andere sollten ihm dabei assistieren, aber bei seiner bekannten Selbständigkeit zog Craemer es meistens vor, sein eigner Assistent zu sein. Nur dann und wann durfte ein Student die Abendpredigt übernehmen.

Da kam es vor, daß ein prominentes Gemeindemitglied starb. Zum Glück fiel die Beerdigung auf den Samstag, sonst hätte Craemer beinahe eine Stunde ausfallen lassen müssen. Die Leichenfeier sollte um halb zwei Uhr am Nachmittage im Trauerhause beginnen. Ungefähr um halb ein Uhr sandte Craemer ins College, um seinen treuen Vorsänger bei solchen Gelegenheiten zu benachrichtigen, daß die Kutsche punkt „Viertel nach Eins“ vorfahren werde.

Mit der Gesangesgabe war Craemer leider etwas übersehen worden. Wir merkten dies einmal deutlich in einer Morgenandacht. Der Organist, unser beleibter und etwas verschlafener O., leitete den Choral „Gott des Himmels und der Erden“ durch ein feierliches Vorspiel ein, das nach Craemers Anordnung „kurz und treffend“ sein sollte, und ging dann in leisen Tönen sogleich in den Choral über, ohne vorher abzusetzen. Wir Studenten merkten sofort, daß unser Organist ein Bedürfnis nach Verlängerung hatte, aber Craemer setzte bei den ersten Tönen des Chorals ein und sang uns ein Solo vor. Beide, sowohl der Organist als auch Crae=

Wenn wir deinen Edelsinn, mit dem du unsere Schwächen übersahest oder zudecktest, noch ferner rühmen wollten, so fänden wir reichlich Beispiele dafür in deiner Visitation des Speisesaals, wo du über unsern gesunden Appetit fast in Verzückung gerietest, oder der Wohnzimmer am Samstag, wo deine Liebe gern ein Auge zudrückte, um uns nicht öffentlich bloßstellen zu müssen. Und wenn wir erst an deine Lehrstunden denken, so wissen wir vollends nicht, wo wir anfangen oder aufhören sollen, denn du warst dir stets gleich gegen alle. Wir wissen aber, daß die Gnade Gottes mächtig in dir war und daß sie dich zu dem machte, was du uns gewesen bist.

Nun schlafe weiter, bis der Herr dich aufstehen heißt. Deine Augen sind geschlossen und sehen die Tränen nicht, die dir die Liebe hier nachweint, aber der Herr wird sie aufheben und dir daraus einen Perlenkranz für das ewige Leben machen. Und diese Perlen werden leuchten wie Sterne, denn die Tränen sind echt und köstlich vor Gott. Sie zeugen laut und heiß von dem, das du uns gewesen bist. Und wir schämen uns ihrer nicht. Der Herr hatte dich gegeben, der Herr hat dich genommen, und der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit. Sein Lob müsse immerdar in unserm Munde sein, und geschieht das, so wird man dabei auch deiner stets gedenken müssen.

(Die Schüler beten ein stilles Vaterunser und gehen ergriffen davon.)

mer, musizierten leise und ergriffen, aber doch so, daß die Orgel mehr die Noten beachtete. Wir hörten andächtig und mit großem Interesse zu.

Craemers Musterblick über die Versammlung belehrte ihn wohl, daß wir ein stummes Auditorium bildeten. Er nickte uns aufmunternd zu und ließ seine Stimme mächtig anschwellen, ohne daß ein Crescendo vorgezeichnet war; wir schauten uns fragend an, denn wir hörten jetzt deutlich, daß er eine neue Melodie sang zu dem alten Liede, eine Melodie, die uns total fremd war. Auch erdreistete sich die Orgel wieder anderer Meinung zu sein, denn sie sang die alte uns wohlbekannte Melodie in großer Tonschöne.

Craemer wurde unruhig. Wir merkten es an seinen zusammengezogenen Brauen, die sich wie ein drohendes Gewitter auftürmten, und an seinen Falten, die fast phosphorisch leuchteten. Störte ihn die Orgel oder merkte er, daß er falsch sang?

Beide, sowohl Sänger als Organist, brachten den ersten Vers glücklich zu Ende. Der Organist modulierte eine empfindungsreiche Kadenz und schickte sich an, einen Anlauf auf den Choral zu nehmen. Craemer erhob sich, ballte die Faust, schnitt ein entrüstetes Gesicht aus seinen patriarchalischen Zügen und drohte uns vielsagend mit der Faust. Wir fuhren zusammen, räusperten die trockene Kehle und stimmten samt der Orgel den ersten Vers an. Craemer setzte sich befriedigt auf den Stuhl und sang mit großer Andacht den zweiten Vers dazu. Er merkte es nicht, daß sein Sologesang ein Irrtum gewesen war. Daher wußten wir, daß er in Punkto Gesang etwas übersehen worden war.

Craemers Bote fand zu seinem Erstaunen, daß der bis-

herige Kantor des Mittags mit der Wabash verreist war, jedenfalls um am Sonntag für Professor Wyneken in Petersburgh zu predigen. Nun war Holland in Not. „Ist denn kein anderer da, der vorsingen könnte?“ forschte Craemer von seinem Kutscher, der ihm das Pferd fütterte, allerlei Stall- und Hausarbeit verrichtete und die Botendienste besorgte.

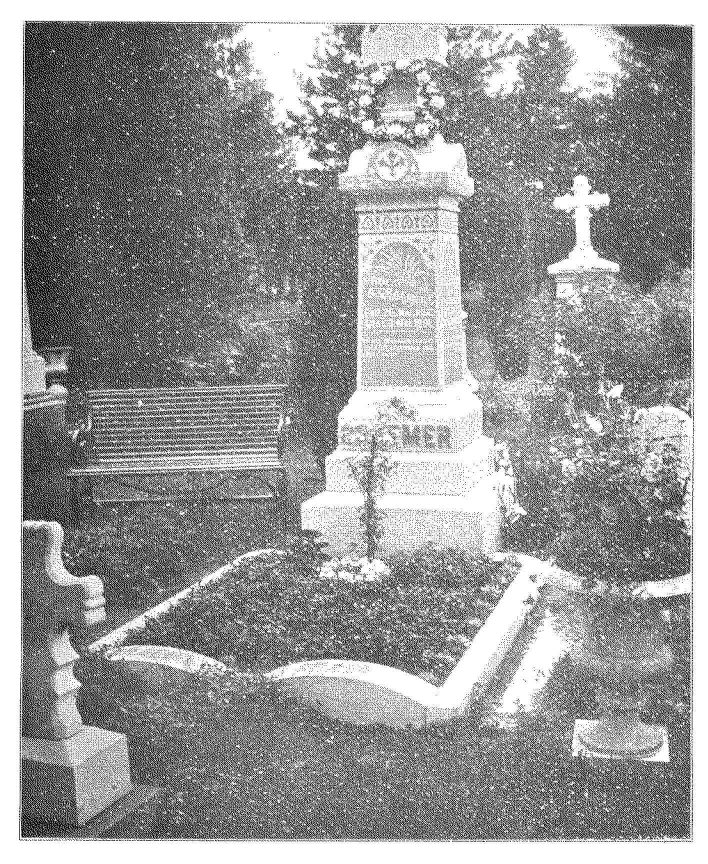
„Es sind wohl noch welche da, aber . . .“

„Nun, so fragen Sie doch einen davon, ob er so gut sein und der Kirche dies Opfer bringen will. Zum Beispiel die Dirigenten der verschiedenen Singchöre. Die müssen doch wenigstens ein bißchen von Musik verstehen.“

Der Kutscher nannte einen Namen und Craemer sagte: „Ja, bitten Sie ihn, daß er es tut — wenn er es kann,“ und der Bote kam zu — mir.

Craemer hat nie eine hohe Meinung von mir gehabt. Manche haben ihm Mangel an Menschenkenntnis nachgesagt, aber sie werden sich wohl irren, denn in meinem Falle war seine Menschenkenntnis von vorzüglichster Güte.

Nun kam also der Bote zu mir, und ich fing innerlich zu zittern an. Denn ich kannte Craemer fast eben so gut, wie er mich kannte. Bisher hatte er noch nie einen Dienst von mir gefordert, da er über eine große Auswahl von besseren und geschickteren Menschen verfügte. Und daß er mir nicht einmal die Führung eines Chorals zutraute, stählte keineswegs meinen Mut. Er wußte ja nicht, daß ich Dirigent der wohllöblichen Konkordia, Kapellmeister der semiklassischen Hongkongkapelle und erster Hansdampf in diversen anderen schönen Künsten war. Sodann eröffnete sich mir hier die Aussicht, mit dem Gewaltigen in einer Kutsche



Prof. A. Crämer's Grabstätte auf dem Oak Ridge
Cemetery zu Springfield, Ills.

sitzen, mit seiner grausamen Gelehrtheit mich unterhalten zu müssen — ich, das Nichts, die Unwissenheit in corpore.

„Ich kann nicht!“ seufzte ich.

„Ach, geh weg, du wirst schon können!“

Ich habe stets ein Grauen vor gelehrten Leuten gehabt, das heißt nur dann, wenn sie mir beängstigend nahe gekommen sind. Und Craemer war in meinen Augen die personifizierte Gottesgelahrtheit. Mit dieser sollte ich in einer Kutsche sitzen, vielleicht vis a vis oder doch in Ellbogennähe.

„Nein, ich kann wirklich nicht. Hole dir Jim Blaine, der hat mehr Courage.“

„Der ist zu seiner Waschtante gegangen.“

„Sind die Kerle denn alle perdü? Sag dem Onkel, ich hätte ein Halsleiden und könnte nicht singen.“

„Du hast aber doch von elf bis zwölf mit der Konkordia geübt.“

Was half es, daß ich alle meine Leiden aufzählte, daß ich sie zum Teil verschlimmerte, daß ich mein Gehirn nach anderen Entschuldigungsgründen abklopfte — er ließ nicht von mir. Ich mußte mit, denn in der Not lassen sich sonst minderwertige Menschen recht wohl gebrauchen; freilich nur dann, wenn keine andere Wahl mehr übrig bleibt. Seither habe ich des Oefteren erfahren, daß es auch im Leben so ist wie auf dem College: Leute, die in guten Tagen gar nicht wissen, daß ich vorhanden bin, wissen mich in der Not bald zu finden, besonders dann, wenn sie eine Art zu schleifen haben und es ihnen an einem Schleifsteindreher fehlt.

Ich rüstete mich nun als Notnagel trefflich heraus, borgte mir vom kranken Hahn einen reinen Kragen (meine Wäsche hatte ich noch nicht holen können), von Rex ein paar

Manschetten, von Chas eine veilchenblaue Halsbinde und — ja, das übrige besaß ich selber.

Viertel nach Eins stieg ich zagend und mit Herzklopfen in die Kutsche und ließ mich in devotéster Manier neben Professor Craemer nieder. Er knurrte mich wohlwollend an, tat mir aber nichts zu Leide.

Als die Kutsche bereits im Schwanken war, neigte er den Kopf zu mir hinüber, daß sein Backenbart fast meine bartlose Wange berührte, und fragte in leutseliger Weise: „Können Sie denn auch wirklich singen?“

Seine Leutseligkeit richtete meine gesunkene Lebenslust wieder ein wenig auf. „Ich hoffe es, Herr Professor.“

Froh, daß ich diese Worte ohne einen grammatischen Fehler heraus gebracht hatte, setzte ich mich etwas fester auf den Sitz.

„Haben Sie denn schon Uebung gehabt?“

„Ein wenig.“

Daß ich wöchentlich viermal Chöre und andere Musikinteressen leitete und auch Kapellmeister der semiklassischen Hongkongkapelle war, mochte ich ihm nicht verraten. Jedenfalls hätte mich das in seinen Augen erniedrigt, denn von den Leistungen dieser Vereinigungen hielt er nicht viel.

„Ja, es ist Schade, daß mein Kantor heute verreist ist. Aber Sie brauchen nur im Hause und auf dem Friedhofe vorzusingen; in der Kirche spielt der Lehrer die Orgel. Fassen Sie sich nur ein Herz und geben Sie gut Obacht auf den Ton; dann wird es schon gehen.“

Als ich mich innig in den tröstenden Inhalt dieser Worte versenkte, flüsterte er mir noch zu: „Und ich helfe Ihnen!“

Manschetten, von Chas eine veilchenblaue Halsbinde und — ja, das übrige besaß ich selber.

Viertel nach Eins stieg ich zagend und mit Herzklopfen in die Kutsche und ließ mich in devotester Manier neben Professor Craemer nieder. Er knurrte mich wohlwollend an, tat mir aber nichts zu Leide.

Als die Kutsche bereits im Schwanken war, neigte er den Kopf zu mir hinüber, daß sein Backenbart fast meine bartlose Wange berührte, und fragte in leutseliger Weise: „Können Sie denn auch wirklich singen?“

Seine Leutseligkeit richtete meine gesunkene Lebenslust wieder ein wenig auf. „Ich hoffe es, Herr Professor.“

Froh, daß ich diese Worte ohne einen grammatischen Fehler heraus gebracht hatte, setzte ich mich etwas fester auf den Sitz.

„Haben Sie denn schon Uebung gehabt?“

„Ein wenig.“

Daß ich wöchentlich viermal Chöre und andere Musikinteressen leitete und auch Kapellmeister der semiklassischen Hongkongkapelle war, mochte ich ihm nicht verraten. Jedenfalls hätte mich das in seinen Augen erniedrigt, denn von den Leistungen dieser Vereinigungen hielt er nicht viel.

„Ja, es ist Schade, daß mein Kantor heute verreist ist. Aber Sie brauchen nur im Hause und auf dem Friedhofe vorzusingen; in der Kirche spielt der Lehrer die Orgel. Fassen Sie sich nur ein Herz und geben Sie gut Obacht auf den Ton; dann wird es schon gehen.“

Als ich mich innig in den tröstenden Inhalt dieser Worte versenkte, flüsterte er mir noch zu: „Und ich helfe Ihnen!“

Ich war damals ungefähr einundzwanzig Jahre alt, also in einem Stadium des Uebergangs, wo der Mensch zwischen jugendlicher Schüchternheit und männlicher Ueberlegenheit nur schwer einen soliden Ruhepunkt erhascht. Man halte es meinem frühmännlichen Ueberlegenheitsgefühl zu gute, wenn ich in der Stimmung plötzlich umschlug und Craemers Beistandsversicherung spaßig fand. Jenes Erlebnis in der Morgenandacht kam mir in den Sinn. Ich sah ihn im Geiste auf dem Katheder sitzen und wurde wieder Zeuge seines eifrigen Bemühens, die Orgel samt dem Organisten aus dem Takte zu bringen. Die Wahrheit zu gestehen: mir bangte vor seiner Hilfe.

Das Trauerhaus stand gedrängt voller Menschen. Alle drückten sich auseinander, damit Craemers Weg zum Sarge frei würde, und ich hatte im Kielwasser des Gewaltigen freie Bahn. Er nahm zu Häupten des Sarges Stellung und ich stellte mich in erhebendem Pflichtgefühl neben ihn. Er blätterte im Gesangbuch, ich tat es auch. Dabei fiel ihm ein Zettel auf den Boden, den ich ergebenst aufhob und wieder an den Eigentümer abgab. „Danke!“ flüsterte er mir zu, was mich ruhiger und gefaßter stimmte.

Craemer legte seinen Mund an mein Ohr. „Wir singen etliche Verse von dem Liede ‚Alle Menschen müssen sterben!‘ Kennen Sie die Melodie?“

„Jawohl, Herr Professor!“

Er traute meiner Versicherung nicht, sondern legte seinen Mund noch dichter an mein Gesicht und forderte mich auf: „Stimmen Sie ’mal den Ton an!“

Ich summte ihm etwas in die Ohren, das seinen Ver-

dacht nur noch verstärkte. „Nehmen Sie doch die Stimmgabel. Wo haben Sie die?“

Voller Scham gestand ich, daß ich keine mitgebracht hatte.

„Was? Sie wollen vorsingen und haben nicht einmal eine Stimmgabel! Mein Kantor hat stets eine bei sich geführt. Das sieht Ihnen ähnlich! Wie wollen Sie denn den Anfangston finden?“

„Er liegt mir im Ohre.“

„Na, wenn's nur der richtige ist! Ja, so seid ihr, verlassen kann sich keiner auf euch! Daß ich auch nicht daran dachte und Sie rechtzeitig erinnerte! Nun, jetzt muß es ohne gehen.“

Es bedurfte keines hellen Kopfes um zu merken, daß er in mir furchtbar enttäuscht war. Ich habe je und je gefunden, daß die Menschen bei näherer Bekanntschaft mit meinen Fähigkeiten jämmerlich enttäuscht waren. In der Ferne sehe ich viel interessanter aus als in unmittelbarer Nähe. Hierin genieße ich eine Aehnlichkeit mit der Wüste Sahara wegen der täuschenden Luftspiegelung.

Ich hörte noch wie Craemer in den Bart brummte: „Diese unverantwortliche Leichtfertigkeit!“ und dann gab er das Lied aus mit einer Miene, die deutlich sagte: „Einen Durchfall wird es auf jeden Fall geben.“ Darauf summte er mir einen Ton vor, etlichemale hinter einander und fragte dann: „Haben Sie ihn? — Hmm! — Hmm! — Haben Sie ihn?“ — „Jawohl, Herr Professor.“ — „Nun, dann halten Sie ihn fest und stimmen Sie an.“

Ich faßte mir ein Herz und stimmte an, natürlich nicht mit dem von Craemer gütigst geschenkten Ton, sondern mit

meinem eigenen. Die Leute sangen mit und es ging recht gut.

Craemer aber traute dem Frieden noch nicht, er sang kräftig mit, fast über seine Kräfte, und sang allerlei wunderbare und seltsame Töne in mein Ohr, die etwas Sirenenhaftes an sich hatten, von wunderbarer Melodik strotzten und von ganz eigenartiger Klangfarbe waren. Als er sah, daß er mich damit nicht aus dem Konzept bringen konnte, fühlte er sich beruhigt und sang nicht mehr mit mir, sondern mit der Gemeinde.

Als die Leiche aus dem Hause getragen wurde, lehnte er sich auf meinen Arm und flüsterte mir zu: „Na, es ging ja noch so leidlich. Aber ich glaube, Sie wären wirklich umgekippt, wenn ich mich nicht über Gebühr angestrengt hätte."

Als wir dann in der Kutsche saßen und der Kirche zufuhren, brummte er etlichemale leise vor sich hin. Jedenfalls beschäftigte ihn meine ‚unverantwortliche Leichtfertigkeit' immer noch. Und als wir vor der Kirche ausstiegen, tröstete er mich: „In der Kirche spielt die Orgel, da brauchen Sie nicht vorzusingen. Aber halten Sie sich nach dem Gottesdienst am Ausgange auf, damit ich Sie leicht finden kann."

Damit führte ich ihn vor den Sarg — er ließ sich im Alter stets von einem Studenten führen — und begab mich unter die Kirchgänger, um den Gang der Feier nicht weiter zu stören.

Nach einer Stunde etwa empfing ich ihn wieder an der Tür und leitete ihn zur Kutsche. Er war von der Leichenrede sichtlich angegriffen und redete heiser, als er sagte: „So, nun geht's zum Friedhof!"

Unterwegs war er still und in sich gekehrt. Ich störte ihn auch nicht, sondern dachte an den letzten Strauß, an den Gesang am Grabe, der bei Craemer alter Sitte gemäß unerläßlich war.

Der Himmel war den ganzen Tag trübe gewesen. Die Wolken verdichteten sich immer mehr; es sah sehr nach Regen aus. Bald klappte von Zeit zu Zeit etwas auf dem Kutschdach, als fiele ein Tropfen nieder. Craemer schien es nicht zu merken.

Als wir beim Grabe ausstiegen, fiel es in vereinzelten, aber recht großen Tropfen vom Himmel auf uns nieder. Irgend ein guter Freund reichte mir einen Schirm, den ich sofort über Craemer ausbreitete. Craemer hatte diese Aufmerksamkeit nicht bemerkt; er glaubte wohl, ich hätte die Vorsicht gehabt, einen Schirm mitzunehmen.

Endlich war der Sarg hinab gesenkt worden. Wir standen um das Grab. Craemer blätterte in seinem Buch und ich hielt den Schirm über ihn. Da fragte er leise, als wolle er mich vor den Leuten nicht blamieren: „Können Sie die Melodie singen: ‚Lasset uns den Leib begraben‘?“

„Ich glaube.“

„Ja, wenn Sie es nur glauben, dann sind Sie wohl nicht sicher.“ Ein großer Seufzer. „Und ich habe mich im Trauerhause so angestrengt, daß ich kaum werde helfen können. Vielleicht sind Sie in einer anderen Melodie sicherer?“

„Es wird schon mit dieser Melodie gehen, Herr Professor.“

„Meinen Sie? Nun, dann wollen wir es riskieren. Wir singen zu Anfang die ersten vier Verse und zum Schluß den letzten. Haben Sie das verstanden?“

„Jawohl, Herr Professor."

„Aber warten Sie, ich will es erst ansagen." Er blickte auf und sah einen alten Herrn neben dem Grabe stehen, der seinen Hut in der Hand hielt und dem es nun in langen Fäden auf das weiße Haupt regnete — derselbe Mann, der mir vorhin den Schirm gereicht hatte.

„Ach, sehen Sie doch da!" Er schob mich von sich, dem Manne zu. „Geben Sie dem den Schirm." Ich wollte den Schirm dem Eigentümer zurückgeben.

„Nein, nein!" wehrte dieser energisch ab, „der Herr Professor ist alt und zu Rheumatismus geneigt; ich bin das Wetter gewohnt, mir schadet die Nässe nicht."

„Aber, Vater, ich bitte Sie!" beharrte Craemer eindringlich auf seinem Entschluß. Der alte Herr weigerte sich eben so entschieden, den Schirm anzunehmen. Ich mußte zwischen beiden immer hin und her laufen und den Schirm anbieten, und bemerkte dabei, daß meine wohl gewichsten Schuhe allmählich die Farbe des Illinoiser Tonbodens annahmen. Die Leute um das Grab waren stumme Zeugen dieses edlen Wettstreits.

Schließlich ließ sich Craemer die Wohltat des Schirmdaches gefallen, blickte den alten Herrn dankbar und bewundernd an und verkündete laut: „Wir singen von dem Liede 417 den letzten Vers."

Den letzten Vers? Ich horchte auf. Hatte er mir nicht vorhin gesagt, daß er zu Anfang die ersten vier Verse singen lassen wolle? Sein Gesicht war vollkommen ruhig; in jedem Winkel stand geschrieben: Alles in Ordnung! Also hatte er sich wohl des Regens wegen entschlossen, die Feier abzukürzen. Zu der Kühnheit, ihn an seine vorigen Worte zu

erinnern, konnte ich mir kein Herz fassen. Er nickte mir zu und ich stimmte an, zu seiner augenscheinlichen Verwunderung auch leidlich richtig.

Nach Beendigung des Verses erledigte er das Ritual und nahm das Gesangbuch wieder zur Hand, schaute hinein und mich darauf ganz perplex an. „Was haben wir vorhin gesungen?"

„Den letzten Vers."

„Ach! Ich wollte ja die ersten Verse singen lassen und den letzten Vers zum Schluß."

Ich verharrte stumm und stramm in meiner schützenden Stellung. Wenn er es nicht ändern konnte, so war es mir schon radikal unmöglich.

Mit zerknirschter Gebärde betete er das Vaterunser, und dann führte ich ihn zur Kutsche zurück. Es regnete recht anständig. Als Craemer in der Kutsche saß, gab ich dem alten Herrn den Schirm zurück. Craemer hatte es bemerkt und sagte, ehe ich einstieg: „Das ist recht, daß Sie dem alten Herrn Ihren Schirm borgen." Aus seiner Stimme hörte ich das Geständnis heraus: Fast hätte ich Ihnen diese Aufmerksamkeit nicht zugetraut.

„Der Schirm gehört dem alten Herrn; er hatte ihn mir für Sie geborgt."

„Was? Und das erfahre ich jetzt erst? Gehen Sie zu ihm und danken ihm in meinem Namen." Ich lief los. „Heda! Warten Sie! Sie wissen ja noch gar nicht, was Sie ihm sagen sollen. Sagen Sie ihm, der Herr möge ihm seine Barmherzigkeit lohnen. Haben Sie es verstanden?"

„Jawohl!"

Ich lief zum zweiten Mal los und bemühte mich, den freundlichen alten Herrn aus der Menge des Gefolges herauszusuchen. Am Kieswege standen die Kutschen. Die meisten Leute waren bereits eingestiegen, jeder hatte es eilig, unter Dach zu kommen. Die paar, die hier und da noch im Regen umherstanden, hatten nicht die Physiognomie des alten Herrn. Die Kutschen waren meistens verschlossen. Sollte ich sämtliche Türen aufreißen und den alten Herrn suchen? Dazu fehlte mir der Mut. Auch spürte ich deutlich, wie der Regen an meinem Halse eine Oeffnung gefunden und nun in kleinen Rieselbächen am Körper hinablief. Die Beinkleider klebten mir vor Nässe an der Haut fest — ich gab's auf und kehrte um.

„Haben Sie ihn gefunden?" forschte Craemer, als ich neben ihm saß.

„Leider nicht."

„Haben Sie auch ordentlich nach ihm gesucht?"

„Jawohl."

„Nun, dann werde ich ihm später meinen Dank aussprechen. — Seht, an dem alten Herrn könnt ihr euch ein Beispiel nehmen. Leider kennt die amerikanische Jugend diese zarte Rücksichtnahme nicht. Dies Land ist, wie der Spötter Heinrich Heine treffend sagt, ein großer Freiheitsstall mit Gleichheitseseln."

Ich fragte mich schuldbedrückt, wo und wie ich es denn an dem alten Professor versehen hätte, um mir diese Philippika zuzuziehen. Mein Gewissen wollte mich nicht verklagen.

Daß ich gänzlich durchnäßt war, schien Craemer nicht zu merken.

Nach etwa einer Minute fing er wieder an: „Sie hät-

ten es mir auch gleich sagen können, daß der Schirm dem alten Herrn gehörte."

„Ich wollte nicht stören," entschuldigte ich mich.

„So. Aber das wäre unter den heutigen Umständen keine Störung gewesen. Daß ihr es doch nie lernt, unter den Umständen zu unterscheiden!!

Ich habe aus Craemers Mund nie ein Lob, sondern nur Lehren, Mahnungen, Warnungen und Zurechtweisungen empfangen, bin also nicht im geringsten verwöhnt worden. Ich fand es stets in der Ordnung, wenn mir die Schuld an allen Dingen, die schief liefen, zugemessen wurde. Auch im späteren Leben ist dies mein Los geblieben. Und noch heute kann ich getrost darauf wetten, daß mir meine lieben Mitchristen stets die Schuld großmütigst beimessen, wenn irgend etwas nicht nach Wunsch geht; auch selbst dann, wenn ich nur ein müssiger Zuschauer gewesen bin. Ich war also nicht verletzt durch Craemers Tadel; im Gegenteil ich empfing nur, was ich erwartet hatte bei der Uebernahme der Notnagelpflichten.

Ich erwartete nun die Kritik meiner Kantordienste von Craemer. Jedesmal, wenn er sich rückte oder räusperte, fuhr ich innerlich zusammen und dachte: Jetzt kommt's!

Nach einer Weile seufzte Craemer tief auf und stieß wie in halber Verzweiflung heraus: „Daß mir das heute passieren mußte!"

Natürlich beseufzte er meine Notnageldienste.

Ich überlegte, welchen Trost ich ihm spenden könne, und entgegnete: „Ich sagte Ihrem Factotum gleich, daß ich mich nicht dazu eigne, aber er ließ nicht von mir."

„Was?" wachte Craemer interessiert auf und schaute

mich mit großen Augen durchbohrend an. Dann dämmerte es ihm. „Seht, so seid ihr! Wo ihr es wirklich versehen habt, da schlägt euch das Gewissen nicht, und in andern Dingen macht ihr euch wieder Gewissenssorgen, wo keine Ursache vorhanden ist. Sie haben besser gesungen, als ich erwartete, und wenn Ihnen der richtige Ton manchmal abhanden kam, so rechne ich das Ihrer Unerfahrenheit an."

Ich wuchs innerlich um ein Beträchtliches. Also so ganz unter aller Kritik war es nicht gewesen. Und wie rücksichtsvoll von ihm, daß er mich immer im Plural anredete! Der Tadel verlor durch diese Sprachform das Persönliche; man konnte ihn mit gutem Recht auf andere abladen.

Craemer fiel nach diesem wieder in sein bedrückendes Schweigen zurück.

Erst als das College in Sicht kam, lebte er auf, richtete sich empor und sagte: „Ich bin ein alter Mann, und das Alter macht vergeßlich. Sie dürfen sich niemals darauf berufen."

Worauf? Er sprach in Rätseln. Ich faßte mir ein Herz und blickte den Gewaltigen fragend an. Er verwies mir diese Kühnheit nicht, sondern verzog das Gesicht in strafende Falten und schalt: „Ja, nun stellen Sie sich auch noch unwissend! Jedenfalls haben Sie sich eins gelacht im Geheimen."

Ich wußte ja nicht, was er meinte, versicherte aber pflichtschuldigst: „Nein, Herr Professor." Das entsprach vollständig der Wahrheit, denn ich hatte während der ganzen Leichenfeier nicht gelacht. Das Lachen war mir wirklich nicht in den Sinn gekommen.

„Nun streiten Sie es auch noch! Sie wußten doch, daß

ich die ersten vier Verse zum Anfang singen lassen wollte."

Nun gingen mir sieben Seifensieder mit einem Male auf. Also das hatte ihn die ganze Zeit hindurch gequält! Wenn mich mein Gewissen einer Vergeßlichkeit wegen strafte, so fand ich das ganz in der Ordnung, denn ich war eben der Kerl, der es überall versah; wenn aber ein so treuer und gelehrter Herr Professor sich darüber Vorwürfe machte, daß ihm sein Gedächtnis einen Streich gespielt hatte, so war das unnötige Selbstpeinigung. Ich fühlte mich zu seinem Tröster berufen und erwiderte: „Das kam bloß von dem Schirm."

„Freilich! Und wenn Sie nun einmal 'was vergessen, so berufen Sie sich natürlich gleich auf mich."

„Nein, Herr Professor, wie werde ich!"

„Schweigen Sie! Als ob ich Sie nicht kennte. Und nun gehen Sie natürlich gleich zu den andern und erzählen ihnen, daß Ihr alter Professor so vergeßlich ist."

„Nein, Herr Professor!"

„Natürlich, nun lügen Sie auch noch! Aber ich sage Ihnen und den andern: Dies ist kein Präzedenzfall, auf den man sich etwa berufen könnte. Sie haben auf alle Fälle Ihre Gedanken zusammen zu halten; merken Sie sich das."

Die Kutsche hielt vor seiner Wohnung. Ich stieg aus und half ihm heraus. Als ich meinen Arm krumm machte, um ihn die Stufen zur Tür hinauf zu führen, sagte er: „Lassen Sie es nur, ich kann alleine hinauf gehen." Der Kutscher wendete und fuhr davon. Ich blieb noch da, bis Craemer wirklich vor seiner Tür stand und sich nach mir umsah.

„Was stehen Sie denn noch"?

Da lüftete ich schnell meinen Hut und scherte mich davon. Unterwegs fiel es mir brennend aufs Herz, daß es mir leider nicht gelungen war, meinem Professor eine bessere Meinung von mir beizubringen.

Er hat auch später seinen Sinn mir gegenüber nicht geändert. Immer war ich der Kerl, dem man nicht trauen durfte, der nur Tadel verdiente. Wenn ich auch mit meinen Sangeskünsten ihm nicht imponieren konnte, so hätte er doch meine durchnäßten Kleider beachten sollen, die laut für meine Opferwilligkeit Zeugnis ablegten. Aber er hatte sie gar nicht bemerkt.

Doch ich zürnte ihm nicht. Ich war es ja nicht anders gewohnt.

Auch das spätere Leben hat mich darin nicht verwöhnt. Oftmals meinte ich, daß ich den Menschen mit meinen ausgestandenen Leiden und dargebrachten Opfern imponieren könnte, aber siehe da, sie achteten es gleich nichts, und erzählten mir ihre ausgestandenen Leiden und dargebrachten Opfer so länglich und ausführlich, daß ich wegen meines dünkelhaften Unterfangens schamrot wurde und mich fortan nicht mehr muckste.

Der beleidigte Luther.

Dr. Pommeranus las in den Colloquia. Seine Füße ruhten auf dem Tisch neben Philippis Prolegomena und zuckten zuweilen nervös wegen der Spannung in den Beinmuskeln, und jedesmal klapperte die Lampe auf dem Tisch davon. Sobald die Lampe klapperte, machte jemand im Zimmer ein langgezogenes „Hischschsch!", denn es war Studierzeit am Samstagvormittag, wo niemand stören durfte. Dr. Pommeranus blickte dann auf und umher, um den Zischer aus der Schar seiner Untergebenen herauszuspähen. Er war Stubenältester, vulgo Bock, und somit für jegliche Ordnung und Unordnung im Zimmer verantwortlich. Um elfe würde der Onkel kommen, um die Zimmer zu visitieren, und dann mußte er Rede und Antwort stehen. Elf Genossen teilten sich in den Raum des Zimmers Nummer vier im sogenannten Neuen Gebäude.

Auch diesmal blieb sein Spähen erfolglos. Alle Genossen neigten das Gesicht emsiglich über das Buch und studierten, daß ihnen der Kopf „rauchte." Oder waren es die elf Pfeifen, die sich sämtlich gesunder Luftwege erfreuten? Er sah nach der Uhr: just halb elf.

„Halb elf!" sagte er dann laut, worauf ihm ein allgemeines Räuspern und Fußrücken antwortete. Die Zimmergenossen verstanden diese Ankündigung. Am Samstag studierte man von Sieben bis Elf. So wie die Zeit vorrückte, rückte die Andacht aus, und eine etwaige Störung um

halb elf war nicht so inkriminierend wie etwa eine um achte. Jetzt waren die Geister bereits abgespannt, die Zungen von dem vielen Tabaksrauch angebrannt, die Klassenarbeiten meist getan, und man durfte sich schon ein wenig rühren.

Pommeranus rückte die Brille zurecht, schichtete die Füße um, ohne sie vom Tisch zu nehmen, und las weiter in den Colloquia. Nach einer Weile lief ein Schmunzeln über sein breites, terniges Gesicht. Er legte den rechten Fuß auf den linken und sagte: „Hört 'mal zu!" Dann las er aus den Colloquia das folgende vor:

„Oft hat mich der Teufel mit seinem Spuk geplagt, besonders auf dem Schlosse, wo ich ein Gefangener war. Da nahm er die Wallnüsse aus dem Tische und schnellte sie an die Decke, die ganze Nacht hindurch. Als ich nachts zu Bette ging, da kommt's mir über die Haselnüsse, hebt an, und quiezt eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich frage nichts danach. Wie ich nun ein wenig einschlafe, da hebt's an der Treppe ein solch Gepolter an, als würfe man ein Schock Fässer die Treppe hinab: so ich doch wohl wußte, daß die Treppe mit Ketten und Eisen wohl verwahret, daß niemand hinauf konnte; noch fielen so viel Fäßer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe, will sehen, was da sei; da war die Treppe zu. Da sprach ich: Bist du es, so sei es; und befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: Omnia subjecisti pedibus ejus, wie der Psalm sagt 8, 7, und legte mich wieder nieder ins Bette."

Pommeranus nahm die Füße vom Tisch, legte die Colloquia weg und fragte: „Was sagt ihr zu diesen Worten unsers Vater Luther?"

„Luther schwatzt Blech!“ kam es aus der Nordwestecke des Zimmers im Ton vollständiger Sachgemäßheit.

Pommeranus' graue Augen richteten sich strafend nach der Ecke. Der Zeigefinger seiner rechten Hand hantierte im Pfeifenkopf und der rechte Fuß scheuerte mißbilligend den Fußboden. „Das nimmst du zurück!“ kam es ruhig von seinen Lippen.

„Fällt mir nicht ein!“

„Du nimmst das zurück, denn du hast Vater Lutherum beleidigt.“

„Luther war auch nur ein Mensch.“

„Luther war der Engel Gottes mit dem ewigen Evangelium. Du nimmst das zurück!“

„Was er da sagt, gehört aber nicht zum ewigen Evangelium. Das ist Aberglaube, also ein Stück Unglaube von Vater Luther. Ich nehme es nicht zurück.“

„Du nimmst es doch zurück! Luther ist tot und kann sich nicht selber verteidigen; es ist Sünde, ihn zu lästern.“

„Ich habe ihn nicht gelästert, ich rede nur von seiner Schwäche.“

„Das ist keine Schwäche, sondern Glaube, denn Luther beruft sich dabei auf die heilige Schrift. Nimmst du es zurück?“

„Nein. Sein Gefasel von dem spukenden Teufel kommt nicht aus dem Glauben.“

„So, nun nennst du es auch noch Gefasel. Blech und Gefasel. Du hast ja eine auffallende Pietät vor Vater Luther und seinen Worten.“

Pommeranus stand umständlich auf, legte die Pfeife an die Prolegomena, damit sie nicht etwa umfiele und die

Asche verschüttete, stemmte zwei Finger der rechten Hand auf Müllers Symbolik und spreizte die Finger der linken Hand mit oratorischer Eleganz gegen die Nordwestecke aus. „Das ‚Gefasel' wirst du auch zurücknehmen!"

Der Mann in der Nordwestecke wurde seiner schwarzen Haare wegen Mohr genannt. Er war sehr in die Länge geraten und sah trotz seiner Länge noch ziemlich unausgewachsen aus. Wenn das Licht auf seine pechschwarzen Pupillen fiel, so blitzte es darin wie magnetisches Feuer. In seiner jugendlichen Mannesfrühe huldigte er durchaus selbständigen Ansichten und war als hartnäckiger Disputax mehr gefürchtet als geliebt.

Mohr kam herüber, stellte sich an die andere Seite von Pommeranus Tisch, rückte die Colloquia herüber, sah nach, wo die merkwürdigen Worte gedruckt standen, stemmte zwei Finger der linken Hand darauf und streckte die rechte Hand gegen Pommeranus aus.

In dieser Stellung erinnerten beide an Eck und Karlstadt, als sie mit einander disputierten: beide an einem Tisch, getrennt durch Holz, Luft und Gelehrsamkeit, Feuer in den Augen, Eifer im Herzen und — neun teilnahmsvolle Jünglinge als Zuhörer.

Mohr sprach mit unterdrückter Leidenschaftlichkeit: „Ich will dir beweisen, daß Luther faselt. Erst wirft der Teufel Wallnüsse gegen die Decke und darauf Haselnüsse. Und doch wollte er nur poltern, Mutwillen treiben. Nun weiß jedes Kind, daß Wallnüsse lauter poltern als Haselnüsse. Warum blieb der Teufel nicht bei den Wallnüssen?"

„Warum? Ei, wie kann ich das wissen? Wer kann überhaupt Satans Einfälle berechnen?"

„Und dann das Gepolter“ — Mohr bückte sich zu den Colloquia nieder und las daraus — „‚als würfe man ein Schock Fässer die Treppe hinab‘. Jedermann weiß, daß Geräusche sich in der Nacht viel gefährlicher anhören als sie wirklich sind, besonders wenn sie in einem großen Hause mit langen Gängen und hohen Räumen entstehen; denn als ein solches Haus wird uns die Wartburg geschildert. Ich glaube, es waren leibhaftige natürliche Ratten, die dem lieben Vater Luther an die Nüsse gingen, denn alle altertümlichen Ritterburgen wimmelten von diesem Ungeziefer; und Luther in seiner überreizten Mönchsphantasie bildete sich ein, es wäre der Teufel.“

Die neun Zuhörer lächelten vergnügt, und wer die Lacher auf seiner Seite hat, der hat vor Menschen meistens gewonnen.

Diese natürliche Erklärung des Geheimnisvollen in Luthers Worten brachte den sonst recht bedächtigen Dr. Pommeranus dermaßen auf, daß er vom Argumentieren ins Schmähen geriet. Er applizierte den Prolegomena erbarmungslose Faustschläge und eiferte: „Ja, ich höre schon, du bist ein Aufgeklärter, ein Moderngläubiger, der die biblische Teufelslehre verächtlich bespöttelt. Aber ich sage dir, du nimmst das zurück oder ich zeige dich an.“ Die Prolegomena erhielten zur Bekräftigung etliche Schläge von extra Güte.

Mohr beachtete seinen Eifer nicht.

„Und nun stelle dir den Teufel vor, wie Luther ihn hier schildert: als einen nichtsnutzigen Buben, der nachts mit Nüssen klappert und durch den Lärm Vater Luther vom Schlafe stört. Als ob es in der ganzen sündigen Welt für

den arglistigen Feind nichts Wichtigeres zu tun gäbe als Luther im Schlafe zu stören! Und das soll der Teufel sein, von dem die Offenbarung sagt: Er hat einen großen Zorn und weiß, daß er nur wenig Zeit hat. Und dieser zornige Teufel sollte hier seine kurze Zeit mit Nüssewerfen vertrödeln? Nein, Dr. Pommeranus, so dumm ist der Teufel nicht."

„Aber, Mensch, Luther sagt es doch, und wenn Luther etwas sagt, so ist das hundertmal wichtiger als wenn du hier Behauptungen aufstellst. Nimmst du deine Lästerung zurück?"

„Pommeranus, bleib doch ruhig und fliege nicht gleich vom Stengel. Ich lästere ja nicht. Ich bedenke nur, daß Luther in papistischem Aberglauben erzogen wurde und daß der Aberglaube trotz alles Besserwissens solchen Menschen gewöhnlich anhaftet bis ins kühle Grab. Die Papisten aber haben, was Spukerei und dämonische Polterei betrifft, das ganze Monopol gepachtet. Und Luther war ein Mensch wie alle andern Menschen. Was Wunder, daß ihm da der papistische Aberglaube anhing bis ins spätere Mannesalter. Dazu kam noch der Umstand, daß er im Kloster ausgemergelt, durch allerlei Kasteiungen und Bußübungen körperlich so heruntergekommen war, daß eine hochgradige Nervosität die unausbleibliche Folge sein mußte. Und diese Nervosität vergrößerte den Lärm ins Hundertfache, erblickte in Ratten und Mäusen höllische Geister . . ."

„Genug!" gebot Pommeranus streng und trumpfte die Prolegomena mit der Faust energisch ab. „Genug der Ketzerei, der Aufgeklärtheit und des mordernen Unglaubens. Genug, sage ich. Setz dich auf deinen Platz. Wir gehen

hernach beide zum Onkel und da kannst du deinen Unglauben verteidigen. Ich bin Stubenältester und habe auf Ordnung zu sehen. Störe uns nicht länger. Jetzt ist Studierzeit und nicht Disputierzeit."

Er wandte sich ab. Mohr blieb stehen.

„Pommeranus", meldete sich ein Untergebener, „du bist ungerecht gegen Mohr. Bedenke doch, du hast zuerst die Studierzeit unterbrochen durch deine Vorlesung."

„Wenn man aus Luther vorliest, das ist keine Störung", wandte Pommeranus sich kurz und militärisch nach dem Kühnen um, freilich nicht ganz erfolgreich, denn der Kühne redete weiter:

„Du hast uns aber aufgefordert, unsere Meinung zu sagen mit deiner Frage ans ganze Zimmer: Was sagt ihr zu diesen Worten?"

„Ich bin auch Bock!" belehrte Pommeranus den Kühnen.

Sofort sprang das ganze Zimmer auf die Beine. „Halt! Halt! Du gehst zu weit!"

„Ruhe!" kommandierte der Gestrenge und blickte seine Zimmergenossen wütend an. „Was untersteht ihr euch? Ich zeig das ganze Zimmer an."

Hier wurde die Tür aufgerissen und Butsch aus dem Nebenzimmer steckte eiligst den Kopf herein. „Kerls seid ihr verrückt? Onkel ist in Nummer drei und ihr macht noch einen solchen Heidenspektakel, daß man ihn draußen hören kann. Wollt ihr denn mit Gewalt einen Rüffel haben?"

Der Kopf verschwand, die Tür blieb jedoch offen. Dicht neben der Tür hörte man die tiefe und feierliche Stimme Prof. Crämers. „Na, was tun Sie hier draußen? Sie

haben wohl die Leute in diesem Zimmer noch schnell gewarnt?"

Die Studenten in Nummer vier sahen, daß Butsch rot wurde, daß sein Gesicht eine unbeschreibliche Verlegenheitsmiene annahm und daß seine großen Hände nervös am Rockzipfel nestelten.

„Ich — ich — kam eben von — draußen und wollte — wollte", stotterte Butsch in dem Bemühen, den Onkel nicht anzulügen und doch die Wahrheit zu verschweigen."

„Ja, man weiß ja, wie es geht", kam ihm Crämer verständnisinnig zu Hilfe. „Sie kamen von draußen, merkten, daß ich im angrenzenden Zimmer war und hörten den Lärm in diesem Zimmer. Da wollten Sie die Uebeltäter doch vor einer Rüge bewahren und meldeten schnell meine Nähe." Crämer lachte in seiner bekannten belustigten Manier, richtete seinen Feuerblick stracks dem unglücklichen Butsch ins Gesicht und fragte: „Ist es nicht so?"

„Ich glaube, Herr Professor."

„Sehen Sie!" Crämer lachte abermals sehr bezeichnend. „So geht es, wenn man recht gescheit sein will. — Nun, gehen Sie nur und probieren Sie das nicht wieder."

Butsch schlich eilend und elend am Treppengeländer entlang in sein Zimmer hinein. Das Mitleid der Kunden in Nummer vier begleitete ihn. Der gutmütige hatte die andern vor einer Rüge retten wollen und war damit selber das Opfer geworden.

Crämer, der schon alt und schwächlich war, ließ sich auf diesen Gängen stets von einem Studenten führen. Der Student führte ihn in Nummer vier hinein und Crämer grüßte in seiner unnachahmlichen zuvorkommenden Weise die

Insassen mit einem freundlichen guten „Morgen!“, wandte sich sofort an den Zimmerältesten, in diesem Falle an Pommeranus, und hob an seinen Spruch nach wohlbekannter Schablone: „Nun, wie steht es hier?“

Pommeranus hatte vorhin Crämers Worte: „und hörten den Lärm in diesem Zimmer“ mit Grausen vernommen. Es lief ihm tatsächlich dabei heiß und kalt den Rücken hinunter. Er blickte flüchtig die Reihe seiner Genossen ab — Crämer wurde stets mit Aufstehen von sämmtlichen Insassen empfangen — und sagte sich wohl, daß es diesmal etwas setzen würde. Die stereotype Antwort auf Crämers stereotype erste Frage lautete ‚Gut‘, aber diese Antwort war unter den heutigen Umständen nicht angebracht. Pommeranus fiel von vornherein aus dem Konzept und war so gut wie verloren. „Es geht an!“ hauchte er mehr in einem Seufzer als in lauter Sprache.

Crämer merkte etwas. „Haha! Sie wollen wohl nicht mit der Sprache heraus?“ Wenn die stereotype Antwort nicht fiel, so war etwas nicht in Ordnung. „Nun, wie steht es mit dem Studium? Studieren Ihre Zimmergenossen auch fleißig?“

„Jawohl, Herr Professor!“ versicherte Pommeranus recht erleichtert, denn er merkte, daß Crämer nicht gesonnen war, von der üblichen Schablone abzuweichen.

„Ja, seht, ihr Lieben, so sollte es sein: Studieren, daß euch, wie man sagt, der Kopf raucht! Denn dies ist die Zeit, da ihr einsammelt für das Leben. Denkt an das, was Salomo von der Ameise sagt. Und dann vergeßt nicht das Beten, denn fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert. Und wie sagt Luther? Oratio, tentatio et meditatio faci-

unt theologum. Ihr sollt einmal Streiter Jesu Christi werden, die dem Teufel und seinen Schuppen das gebrannte Herzeleid antun. Dazu werdet ihr aber nur dann fertig sein, wenn ihr fleißig wie die Ameise einsammelt für die späteren Tage."

Crämer sah sich im Zimmer um, ließ einen suchenden Blick auf den Fußboden und unter die Tische gleiten, ob da vielleicht Papierfinzel oder anderer Unrat eine bleibende Stätte gefunden hätten; besah sich die Bücherschränke, die Lampen und den Kohlenofen in der Mitte des Zimmers mit sicherem, jedoch kurzem Blick und fragte: „Und wie steht es mit der Ordnung im Zimmer? Wird darauf gesehen, daß alles reinlich ist und daß ein jeder der Reihe nach seine Pflicht tut?"

„Jawohl, Herr Professor."

„So. Ja, seht, Reinlichkeit ist das halbe Leben und der Gesundheit sehr förderlich. Wir sollten in jedem Stück reinlich und sauber sein, und reinliche Menschen haben auch ein reines Zimmer. Auch in der leiblichen und bürgerlichen Reinlichkeit und Sauberkeit sollt ihr einst euren Anvertrauten ein Vorbild sein. — Und wie steht es mit der Durchführung der Hausordnung? Sind alle Schüler in der Studierzeit pünktlich zur Stelle?"

„Jawohl, Herr Professor."

„So. Ja seht, Fleiß und Pünktlichkeit gehen Hand in Hand; sie sind zu treuer Pflichterfüllung unerläßlich notwendig. Und wie sagt die Schrift? Verflucht sei, wer des Herrn Werk lässig tut. Ach, die unglückseligen Kreaturen, die ihre Pflichten vernachlässigen und mit allerlei Allotria die Gnadenzeit totschlagen! Wie die Bienen sollt ihr aus

allem Honig saugen und aufspeichern für die zukünftigen Tage; denn ihr werdet es brauchen können. — Und wie verhält es sich mit der freien Zeit? Wird diese auch gewissenhaft benutzt?"

„Jawohl, Herr Professor."

„Das ist recht, denn die alten Lateiner sagten: Mens sana in corpore sano: ein gesunder Geist wohnt in einem gesunden Körper. Das waren ja allerdings blinde Heiden, aber in natürlichen Dingen kann auch die blinde Vernunft oftmals ein gutes Urteil fällen. Die freie Zeit dient dazu, den Körper in frischer Luft für das Studium zu stärken und für die Anforderungen des Lebens zu stählen. Also versäumt ja nicht die rechte Ausnutzung der freien Zeit. — Und wie steht es denn mit der brüderlichen Liebe und mit der brüderlichen Bestrafung unter einander. Sind Ausschreitungen vorgekommen?"

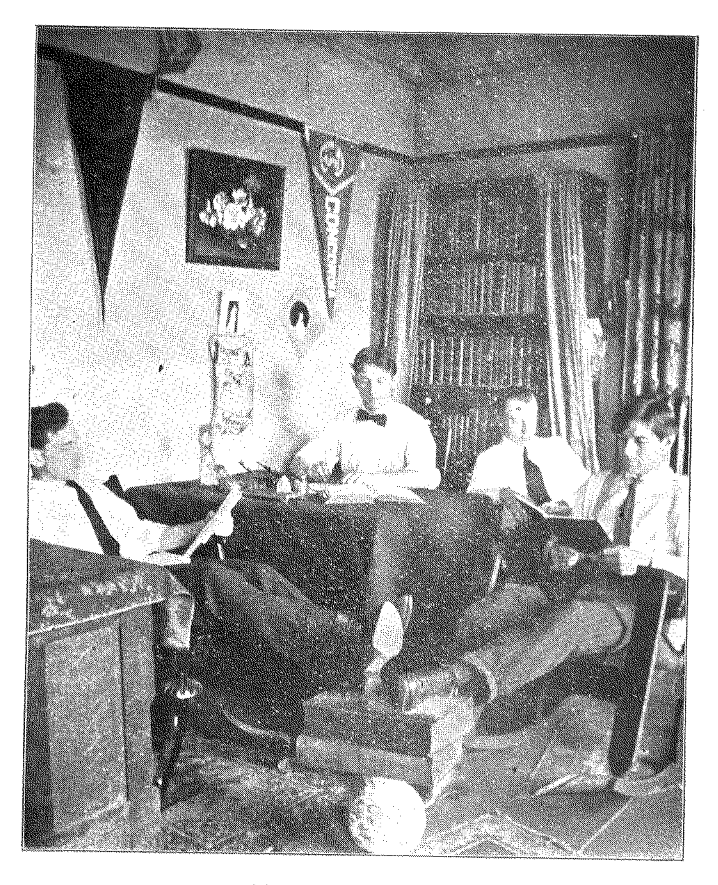
„Leider, Herr Professor."

„Also doch! Sind sie auch in christlichem Geiste nach Matthäi 18 beigelegt worden?"

„Jawohl, Herr Professor."

„So, das ist gut. Wir haben allezeit den alten Adam in uns, der nie tun will, was Gott gebietet. Da gilt es, ihn zu kreuzigen samt seinen Lüsten und Begierden, sonst stürzt uns der Teufel in Schande und Laster und wohl gar in Verzweiflung, wenn wir die evangelischen Verheißungen nicht allezeit im Herzen und vor Augen haben. Seht, der Satan hat wahrlich ein Böses im Sinne gegen euch. Also seid auf eurer Hut, daß er euch nicht verschlinge. —"

Pommeranus ließ hier einen verstohlenen Blick zu Mohr hinüber gleiten, bemerkte aber, daß Mohr ihn mit einem



Beim Studieren.

eben solchen Blick bedachte. Die Genossen standen wie Wachslichter an ihren Tischen.

Crämer blickte die Zimmergenossen der Reihe nach an, als wolle er schon jetzt ermessen, wessen Gewissen sich bei der nächsten Frage melden werde. „Und nun das Letzte. Sind vielleicht Sachen vorgekommen, die noch nicht gottgefällig geschlichtet sind, wo vielleicht der Bruder sich dem Wort widersetzte und sein Unrecht nicht bekennen wollte?"

Aller Blicke richteten sich auf Pommeranus. Was würde er tun? Jetzt hatte er eine Gelegenheit, Mohr bei dem Direktor anzuzeigen.

Pommeranus zögerte verlegen, stützte sich mit einer Hand auf die Prolegomena und mit der andern auf Müllers Symbolik, als bitte er diese um Beistand. Offenbar fehlte es ihm an Courage.

„Nun?" fragte Crämer und sah ihm stracks ins Gesicht. Wenn Crämer in diesem Tone „Nun?" fragte und einen dabei ansah, so war kein Verheimlichen mehr; die Sache wollte ans Licht.

Plötzlich stand Mohr vor Crämer und sprach: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, daß ich ohne weiteres das Wort ergreife. Der Stubenälteste hatte gerade, ehe Sie eintraten, einen Disput mit mir. . ."

„Aha! Also daher das laute Wort!"

„. . . Jawohl, Herr Professor. Er hatte uns einen Abschnitt aus Luthers Tischreden vorgelesen — denjenigen, worin Luther die Spukerei auf der Wartburg berichtet — und fragte uns dann um unsere Meinung. Da antwortete ich: ‚Luther schwatzt Blech.' Das nahm er übel und

klagte mich an, daß ich Luther gelästert hätte. Ich sollte das zurücknehmen, sonst wollte er mich bei Ihnen anzeigen.“

Alles seufzte erleichtert auf. Die verhängnisvolle Sache war nun endlich angebracht. Nur Pommeranus verharrte stumm in seiner vorigen Stellung und stützte sich auf die Kirchenväter.

„Ist das wahr?“ wurde er von Crämer ernst angesprochen.

„Jawohl, Herr Professor. Er gebrauchte dann im Laufe der Verhandlung noch das häßliche Wort ‚Gefasel‘, als ob Vater Luther je gefaselt hätte.“

„Ist das wahr?“ wandte sich Crämer an Mohr.

„Jawohl, Herr Professor, ich habe das Wort gebraucht.“

„So, also das war ein Disput über Luther.“ Crämer trat an Pommeranus' Tisch heran und schaute in die offen daliegenden Colloquia hinein.

Nachdem er etliche Zeilen gelesen hatte, trat er zurück und schaute Mohr durchdringend an. „Sie sind wohl einer von denen, die denken, sie wüßten mehr als Luther?“

„Nein, Herr Professor“, kam es sehr bestimmt von Mohrs Lippen.

„Glauben Sie denn, daß es einen Teufel giebt?“

„Freilich, Herr Professor.“

„Glauben Sie denn nicht, daß der Teufel umhergeht wie ein brüllender Löwe, zu suchen, welchen er verschlinge?“

„Freilich glaube ich das, aber wenn er die Menschen zur Sünde verführen will, wird er schwerlich erst mit Wallnüssen und Haselnüssen spielen.“

„Haha! Das mag allerdings unwahrscheinlich sein,

denn so schlau ist der alte Stänker auch schon, daß er nicht mit Knippeln um sich wirft, wenn er Tauben fangen will. Seht, ihr habt euch wieder um des Kaisers Bart gestritten."

Zu Pommeranus gewendet, fuhr er fort: „Sie dachten wohl, Sie hätten einen Ketzer vor sich, der die Schrift nicht glaubt?"

„Es schien mir so", antwortete Pommeranus ziemlich kleinlaut. „Herr Mohr sprach sich recht frei aus über diese Dinge und erklärte sie auf ganz natürliche Weise. Statt des Teufels sollen es Ratten gewesen sein, die mit den Nüssen spielten."

Crämer lachte abermals belustigt, las wiederum in den Colloquia und wandte sich zum zweiten Male mit finsterer Strenge an den bösen Mohr. „Das sieht Ihnen ähnlich! Die Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit haben schon viel Unheil unter Theologen angerichtet. Warum lesen Sie denn nicht gründlich? Da steht doch gleich in der dritten Zeile: ‚Er nahm die Wallnüsse aus dem Tische und schnellte sie an die Decke.' Bringen die Ratten das Kunststück auch fertig?"

„Das habe ich überhört", entschuldigte sich Mohr beklommen.

„Nun gut. Also damit wäre die Sache in Ordnung gebracht. Hüten Sie sich in Zukunft vor vorschnellem Urteilen. Die studentische Art ist ja, daß man herausfährt, als hätte man die Weisheit mit Löffeln gegessen, aber hüten Sie sich. — Guten Morgen!"

Crämer ließ sich hinaus und dann nach Hause führen, denn mit der Visitation in Nummer vier hatte er die Samstagsrunde beschlossen.

Die Studenten packten stille ihre Bücher in die Schrän=

ke, ordneten die Schreibutensilien auf dem Tische und dachten dabei über das soeben bestandene Verhör nach.

Pommeranus hatte die Prolegomena an ihren Ort getan, die Pfeife ausgeklopft und wollte nun auch die Colloquia wegstellen. Er las noch einmal nach und klappte das Buch dann zu. „Also, Bruder Mohr, du hast einen Rüffel bekommen!“

„Nein, du!“ fuhr Mohr in die Höhe.

„I—ch?“ fragte Pommeranus lang und verwundert, „i—ch?“

„Ja, du! Onkel sagte, du solltest dich vor oberflächlichen Urteilen hüten. Das war auf dich gemünzt.“

„Aber bitte sehr, das galt dir!“

„Nein, dir! Du gabst ja zu, daß du mich für einen Ketzer gehalten hast.“

„Bewahre! Das tadelte der Onkel nicht. Er tadelte deine Flüchtigkeit im Lesen, im — im — Zuhören, wollte ich sagen.“

„Im Gegenteil, mit mir war er durchaus zufrieden, als er mich auf meine Rechtgläubigkeit geprüft hatte. Mit keinem Wort hat er getadelt, daß Luther Blech geschwatzt und gefaselt hat.“

„Bist du nicht gescheit? Gerade das meinte er mit dem flüchtigen und oberflächlichen Urteilen.“

„Ihwo, fällt ihm ja nicht ein!“

Die Zimmergenossen mischten sich ein und nahmen Partei für oder gegen Pommeranus, für oder gegen Mohr, und das Wort in Nummer vier wurde lauter und lauter, bis Butsch wieder den Kopf hereinsteckte und fragte: „Kerls seid ihr verrückt? Wenn ihr jetzt nicht ruhig seid, so zeige ich

euch samt und sonders an, und sollt ich mir euretwegen nochmals einen Rüffel holen."

„Du hast hier nichts zu sagen!" fuhr Pommeranus ihn an und ging ihm beherzt entgegen. „Weißt du denn nicht einmal, wie man ins Zimmer kommt?"

„Wie denn?"

„Man klopft an und wartet, bis herein! gerufen wird."

„Aber doch nicht, wenn's drinnen brennt."

„Es brennt ja nicht, du Tor, wir erörtern nur etliche theologische Fragen."

„Seid ihr euch denn noch nicht einig? Ich glaubte, Onkel hätte den Streit geschlichtet."

„Das hat er auch, aber keiner weiß jetzt, wie er dran ist."

„Wir wissen es doch!" mischte Mohr sich ein, „nur du willst immer Recht haben."

„Nein, du!" fuhr Pommeranus nach ihm herum, und der vorige Streit entbrannte aufs Neue. Butsch blieb da und ließ sich die Dinge berichten. Sie nahmen die Colloquia abermals vor und prüften jedes Wort. Dann riefen sie sich Crämers Worte ins Gedächtnis und verglichen sie mit ihren Ansichten, und Crämer hatte wieder gesagt, was jedem paßte.

„So geht es nicht weiter," eiferte Mohr, dessen heißblütiges Temperament den Siedepunkt erreicht hatte, „du gehst heute nachmittag mit mir zum Onkel hinüber, damit wir ihn fragen, wer von uns Recht hat."

„Nein, du gehst mit *mir* hinüber."

„Kinder," sagte Butsch, „zankt euch doch nicht wie Kinder; ihr geht einer mit dem andern hinüber."

Nachmittags um viere sah man beide um die Collegeecke verschwinden. Onkel war am Nachmittage ausgefahren gewesen und vor etlichen Minuten erst zurückgekommen; darum hatte man so lange brennen müssen.

Zu Butsch, der ihnen Glück auf den Weg wünschte, sagte Pommeranus, ehe er um die Ecke verschwand: „Ich gebe nicht zu, daß Vater Luther in meiner Gegenwart beleidigt wird."

„Würde ich auch nicht zugeben," versicherte ihm Butsch.

Mohr sagte nichts, sondern ging stracks fürbaß.

Butsch ging mit etlichen Freunden spazieren, und das in der Nähe der Collegeecke. Als sich eine kleine Zuhörerschaft um ihn versammelt hatte, deklamierte er zu allgemeinem Ergötzen mit fürchterlichem Pothas das schöne Lied:

Ochs und Esel zankten sich
Beim Spaziergang um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte;
Keiner wankte, keiner wich, u. s. w.

Es war mittlerweile im College ruchbar geworden, daß Pommeranus und Mohr einen heißen Disput über Luthers Teufelsspukerei ausgefochten hätten und zu keinem Resultat gekommen wären, und daß sie jetzt Onkels Licht und Recht befragen wollten. Da es für alle von Interesse war, zu erfahren, ob es bei Doktor Luther auf der Wartburg wirklich gespukt hätte, blieben sie in der Nähe der Ecke und warteten auf die beiden Kämpen. Es war ja Samstagnachmittag, wo man sich der Erholung hingeben konnte.

„Er soll ja das Tintenfaß nach ihm geworfen haben," erklärte Codex, ein sehr gelehrtes Haus, „und der Teufel duckte sich, daß das Tintenfaß an ihm vorbei an die Wand

fuhr, wo es zersprang. Der Fleck soll heute noch in der Wartburg zu sehen sein."

„Altweiberkram!" warf jemand verächtlich dazwischen.

„Wenn ich einmal die Wartburg besuche, will ich mir den Fleck ansehen", sagte Codex, der stets und immer für Gründlichkeit war.

Es dauerte nicht lange, so kehrten beide Kampfhähne wieder, aber nicht einmütiglich, wie sie gegangen waren, sondern getrennt; Pommeranus ging gut drei Schritte vor Mohr, als sie von Crämers Portiko kamen, und später vergrößerte sich die Distanz zwischen beiden um ein Beträchtliches.

„Das hat ja schnell gegangen", meinte Butsch, der ihnen mit Interesse entgegensah.

Stumm und mit gespannter Erwartung ließ man Pommeranus bis auf zehn Schritte herankommen. Dann erscholl es im Chorus: „Na, wie ist es geworden?"

Pommeranus antwortete nicht. Er sandte den Fragern unwillige Augenblitze entgegen und kam unentwegt näher.

„Na, wer hat Recht gekriegt?" forschte Codex, „du oder Mohr?"

„Hat es wirklich gespukt?" fragte Butsch.

„Ja, es hat!" antwortete Pommeranus doppelsinnig, schob sich durch die Reihen der Neugierigen hindurch und rannte davon, als brenne ihm wo 'was.

Man ließ ihn laufen und fing Mohr ab, den gleich vier Hände arretierten. „Steh Rede und Antwort, Mohr!"

„Laßt mich los!"

„Ihr seht ja so belämmert aus. Habt ihr etwan nicht gut ausgemacht?"

„Frage doch den Onkel, wenn du es wissen willst." Mohr wand sich frei und lief mit hurtigen Füßen dahin. Die andern sahen ihm verblüfft nach.

„Es hat wirklich gespukt!" löste Butsch den Bann, der auf der Versammlung lag. Die andern stimmten ihm bei und sagten: „Allerdings, es scheint mir auch so."

Butsch aber warf sich in Positur und deklamierte:

Endlich spricht die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
„Ihr seid alle beide Narren!"
Jeder gafft ihn an und geht.

Oftmals noch wurde beiden zugesetzt mit solchen impertinenten Fragen wie: Was sagte Onkel denn? Wer von euch hat denn Recht bekommen? War Onkel freundlich zu euch? Habt ihr etwas zurücknehmen müssen? Die beiden Kampfhähne blieben zugeknöpft bis an den Hals und sagten nicht Mick noch Mumm. Onkel hatte sie augenscheinlich vollständig zufriedengestellt.

Pommeranus jedoch hat nach diesem nie wieder öffentlich aus den Colloquia vorgelesen und Mohr hat nie wieder gesagt, daß Luther Blech schwatzt oder faselt.

Und gestritten haben beide auch nicht mehr.

Das „Naturwunder.“

Eigentlich hätte man keinen Ketzer hinter ihm gesucht, denn Cox galt für einen stillen Orthodoxen. Lärm und Geschrei waren ihm verhaßt. Auch sprach er nicht gern seine Ueberzeugung aus, weil es dann leicht zu Gegenreden kam. Er ging also still durch's Leben, zankte und stritt nicht, lernte so gut als möglich sein tägliches Pensum Kirchengeschichte oder Guerike oder Symbolik oder Exegese oder was sonst auf dem Stundenplan stand, behandelte alle Mitschüler freundlich und zuvorkommend, befleißigte sich guter Sitte und ehrbaren Lebenswandels und galt im großen und ganzen als ein leidlicher Mensch.

Und dennoch wurde er einmal als unverbesserlicher Ketzer gebannt. Und das noch obendrein vom ehrwürdigen Kollegium Fratrum.

Wie man ihn in diesen Verein hineingelotst hatte, begriff er eigentlich nie. Aber kurz und gut, eines Abends saß er drin und wurde als Glied eingetragen. Der Frater Vorsitzer hieß ihn als Bruder willkommen und lud ihn ein, sich an den Lehrverhandlungen rege zu beteiligen. Ihm stand der Sinn nun nicht nach Disputation. Im Gegenteil, er schwieg gern, wenn andere disputierten, und beteiligte sich aufmerksam durch verständnisloses Zuhören an dem Richten über falsche Lehre oder todte Ketzer.

Und gerichtet wurde da gewaltig. Selbstverständlich

nur nach Gottes Wort. Und am liebsten und meisten über tote Ketzer, weil man sich über ihre Ketzereien säuberlich und gründlich aus Büchern informieren konnte. Mit den lebendigen Ketzern ging man nicht so viel ins Gericht, weil man sie erstlich nicht so gründlich kannte aus Mangel an informierenden Büchern, und weil man zweitens nie ganz mit den toten fertig wurde. Außerdem wußte man, daß die alten Ketzereien immer wiederkehren und von den lebendigen Ketzern gleichsam nur als revidierte Auflagen neu aufgetischt werden. Denn Salomo sagt ganz richtig, daß es unter der Sonne nichts Neues giebt.

Gegenwärtig verhandelte man über den katholischen Katechismus von Deharbe S. J., was, wie jedes Schulkind weiß, für Societas Jesu steht und womit gesagt werden soll, daß Deharbe ein Jesuit ist.

Auch ohne diese Signatur hätte man es ihm gern und willig geglaubt. Der ganze Katechismus verriet und bewies sein Jesuitentum auf jeder Seite. Das sollte nun Glaubenslehre und Schriftbeweis sein, und war doch weiter nichts wie Sophisterei, Aberglaube und papistischer Unsinn. Wieder und wieder schüttelten die Fratres weise das junge Haupt, wenn der Lektor die eine oder die andere Ketzerei vorlas, und konnten sich nicht genug über die kindische Naivität des Jesuiten, mit der er Behauptungen ohne Beweise aufstellte, verwundern und entsetzen. Eine Widerlegung war in den meisten Fällen nicht nötig, weil jeder es doch besser wußte. Man schrieb nur eine geistreiche und vernichtende Bemerkung an den Rand wie etwa „Nee!“ oder sollte man es für möglich halten!“ oder „Ist denn die ‚läßliche Sünde‘ keine Beleidigung Gottes?“ oder „Bodenloser Un=

sinn!" oder „Hab dir man nich!" oder „Der Glaube hat hierbei also nischt to seggen!" und ließ den Narren damit laufen. Wozu auch noch viel Wesens machen? Sagt nicht Luther, daß man den Teufel und den Jesuiten am besten durch grobe Verachtung widerlegen kann? Aber bedauern, von Herzen bedauern muß man solche Leute und noch inbrünstiger die armen Schäflein, die das alles glauben müssen!

Erst über Deharbes Definition der „Wunder Jesu" wurde die Disputation lebendiger. Deharbe beantwortete die Frage: ‚Warum nennen wir solche Taten (Jesu Wundertaten) Wunder?' wie folgt: ‚Weil sie alle die natürlichen Kräfte des Menschen übersteigen, und Gottes Allmacht zuzuschreiben sind.'

Da meinte ein vorsichtiger Frater, wenn diese Definition aus dem Munde eines Lutheraners käme, so könne man sie mit etwas gutem Glauben passieren lassen, aber da sie von einem Jesuiten stammt, so stecke gewiß eine verborgene Bosheit in den Worten, und die müsse man heraussuchen.

Nun suchten sie alle nach der verborgenen Bosheit. Damit man nicht etwa von gut lutherischem Grund und Boden weiche, mußten zuerst die Kirchenväter sagen, was ein göttliches Wunder ist, und dann befragte man auch Stocks Lexikon und Büchners Konkordanz darum. Diese Autoritäten redeten nicht ganz so wie Deharbe. Natürlich, es waren ja keine Jesuiten. Aber auch aus ihnen konnte man erfahren, daß Jesu Wunder Werke seiner göttlichen Allmacht gewesen seien.

Da bat Smerdis — nicht der Smerdis aus dem grauen Altertum, sondern unser Smerdis — ein bedächtiger

Denker und hartnäckischer Kampfhahn, um das Wort und äußerte sich wie folgt:

„Wenn Deharbes' Definition richtig difiniert, dann ist jeder Blitz, jedes Hagelwetter, jeder Donnerschlag ein Wunder Jesu. Denn solche Naturerscheinungen ‚übersteigen alle die natürlichen Kräfte des Menschen und sind der Allmacht Gottes zuzuschreiben.' Die Wunder Jesu aber waren mehr als ein alltägliches Gewitter und so weiter. Darum ist Deharbes Difinition falsch, echt jesuitisch und mit Absicht so gefaßt worden. Man will die sogenannten Wunder ihrer vermeintlichen Heiligen darin unterbringen und somit den Wundern Jesu gleich stellen. Das ist geistlicher Schwindel. Gottes Wunder sind Wirkungen seiner Allmacht gegen den Lauf der Natur. Daß die Sonne zu Josuas Zeiten still stand, daß das rote Meer an beiden Seiten wie eine Mauer stand und die Kinder Israel trocken hindurch ließ; daß Jesus Tote auferweckte, Kranke durch das bloße Wort gesund machte, das Wasser in Wein verwandelte, war alles gegen den Lauf oder Gang der Natur. Es waren allmächtige Eingriffe Gottes in die Naturgesetze, denn nur Gott allein kann Wunder tun." Smerdis hatte geredet und ließ sich langsam wie eine schwere Kanone niedergleiten.

Cox hatte wie immer sich schweigend an diesen Auslassungen beteiligt. Zu den großen Denkern zählte er nicht, aber manchmal bekam er doch einen Gedanken. Gerade jetzt fiel ihm das Wort ‚Naturwunder' ein, das er irgendwo einmal gehört oder gelesen hatte. Und als er über dies Wort nachdachte, machte er bald ein ‚natürliches Wunder' daraus. Die Gedankenassoziation wirkt bekanntlich in der Weise, daß sie Aehnliches an Aehnlichlautendes reiht. Nun wendete er

‚Naturwunder‘ und ‚natürliche Wunder‘ so lange in Gedanken um und um, bis er nicht mehr durchfand, aber trotzdem das Gefundene für eine Offenbarung hielt, die er den andern mitteilen müsse. Er meldete sich zum Wort und alle Fratres spitzten die Ohren, denn es war auffallend, daß Cox zu reden begehrte.

Als er stand, stammelte er stockend: „Es giebt doch auch Naturwunder oder natürliche Wunder, die auf ganz natürliche Weise geschehen. So ist zum Beispiel einmal ein Kalb mit zwei Köpfen geboren worden . . . .“

Sie ließen ihn nicht ausreden. Das zweiköpfige Kalb reizte die Lachlust der würdigen Fratres in dem Maße, daß sie ihn mit einer Lachsalbe wie mit einem Kübel kalten Wassers überschütteten. Cox gehörte nicht zu denen, die sich ruhig auslachen lassen. Ihn verletzte dies Gelächter und machte ihn starrköpfig. Er blieb hartnäckig stehen und fuhr fort, als das Lachen verstummte: „Und wenn ihr auch lacht, so giebt es doch Naturwunder. Und solche Naturwunder stehen auch in der Bibel.“

Dann setzte er sich mit einem roten Kopf und blickte beleidigt um sich.

Nun witterten etliche Fratres Ketzerei. Mehrere erhoben sich zugleich, aber Smerdis erhielt das Wort zuerst. Smerdis sagte: „Will der Bruder, der soeben behauptet hat, daß es in der Bibel Naturwunder giebt, uns nicht ein solches Naturwunder aus der Bibel anführen?“

Cox warf sich mit entrüsteter Wucht an die Banklehne zurück. Sie wollten ihn augenscheinlich festnageln, ihm eine Falle stellen, in die er hineintappen und sich blamieren solle. Das reizte ihn noch mehr. Das Blut rauschte ihm

durch die Ohren und verwirrte seine Gedanken, die eigentlich nie an einem Ueberfluß von Klarheit gelitten hatten. Er wurde trotzig und antwortete: „Das habe ich nicht nötig.“

Nun sahen die Fratres klar, daß sie es hier mit einem verstockten Bruder zu tun hatten, und redeten ihm der Reihe nach hart ins Gewissen. Ob das brüderliche Manieren seien? Ein Christ müsse jederzeit zur Verantwortung gegen jedermann bereit sein und dürfe sich dieser Verantwortung nicht durch Trotz entziehen. Seine Rede komme manchem Bruder bedenklich vor. Damit man keine argen Gedanken über ihn hinaus nehme, müsse er sich näher erklären, und so weiter.

Cox wurde dadurch nicht milder gestimmt. ‚Sie wollen dir mit aller Gewalt am Zeuge flicken,‘ sagte er sich und verbohrte sich in seinem Trotz dermaßen, daß er — allerdings ganz unartig — dachte: ‚Steigt mir den Buckel 'nauf!‘

Als er immer noch nicht mürbe ward, hielt ihm der Bruder Vorsitzer eine Standrede. Die Brüder hätten nichts Unbilliges von ihm gefordert. Unter uns wie überhaupt unter gebildeten Menschen herrsche die Ordnung, daß jeder seine Behauptungen auch beweisen müsse, wenn er Glauben erwarte. Und Bruder Cox soll sich nun endlich näher erklären.

Cox willfahrte ihm, wenn auch etwas anders als erwartet wurde. „Will man mich am Ende noch einmal auslachen? War's am ersten Mal nicht genug? Mich ermahnt der Vorsitzer, aber die albernen Lacher gehen ungerügt aus. Ist das brüderlich? Streicht meinen Namen!“ Seinen Worten verlieh er Nachdruck durch einen schleunigen Abschied.

Als er die Tür hinter sich ins Schloß geworfen hatte, klirrten die Fenster der Aula.

Beides, seine hitzige Rede sowohl wie sein zorniger Abzug, lief der Etikette des Kollegium Fratrum stracks zuwider. Sie straften sich gegenseitig des Lachens halber und setzten ein Komitee ein, das mit dem erzürnten Bruder verhandeln solle. Cordatus und Nathanael, zwei allerdings mehr hitzige als weise Brüder, bildeten das Komitee.

Cox ging unverzüglich ins Bett und bedauerte es tief, daß er dem Kollegium, das seine Sitzungen am Samstagabend nach der Andacht abhielt, eine halbe Stunde seiner ohnehin zu kurz bemessenen Schlafzeit geopfert hatte, und nahm sich ernstlich vor, am Sonntagmorgen das Frühstück zu verschlafen. Ehe er einschlief, reuete ihn dieser Vorsatz wieder. Ohne Frühstück den ganzen Vormittag verleben zu müssen, war ein zu banger Gedanke.

Am Sonntagnachmittag stellte sich auch gleich das Komitee bei ihm ein. Zwei Stunden lang ging es heiß und stürmisch her, dann kühlte man ab und wurde vernünftig. Wenn man im Kollegium das alberne Gelächter öffentlich rüge, so wollte Cox wieder kommen, seinen Austritt rückgängig machen und Beispiele der biblischen Naturwunder anführen. Das war das Uebereinkommen. Das Komitee versprach ihm Genugtuung und schied in Frieden von ihm.

Nun suchte Cox nach biblischen Naturwundern.

Er hatte jenes Wort geäußert, ohne sich über dessen eigentliche Bedeutung klar zu sein, und wurde sich auch jetzt nicht ganz klar darüber. Naturwunder waren seiner Ansicht nach Wunder, die die Natur erzeugt, ganz den Naturgesetzen gemäß, die aber einmal oder das andere Mal mißraten wie

zum Beispiel jenes zweiköpfige Kalb. Daß andere Menschen unter Naturwundern absonderliche Naturschönheiten oder gewaltige Naturformationen verstehen, wie zum Beispiel den Niagarafall und ähnliches, fiel ihm just nicht ein. Es ist immer ein mißliches Ding, wenn man es läuten gehört hat und nicht weiß, wo die Glocke hängt.

Cox nahm nun die Wunder des Alten und des Neuen Testaments unter die kritische Lupe, ob sich nicht eins aufstöbern ließ — das die Natur hervorgebracht habe ohne besondere Mitwirkung der göttlichen Allmacht. Als ein solches erschien ihm nach vielem Ueberlegen die Sündflut. Dort war es Regen und Regen, und Regen ist doch ein ganz natürliches Ding; er erfolgt gemäß den Naturgesetzen, aus natürlichen Ursachen und auf natürliche Weise. Und doch war die Sündflut ein Wunder, denn das Wasser stand fünfzehn Ellen hoch über den Bergen und verblieb in dieser Lage hundertundfünfzig Tage lang. Daß diese gewaltige Anhäufung der Wassermassen und ihr hoher und fortdauernder Stand den Naturgesetzen stracks zuwider lief und ohne die göttliche Allmacht nicht denkbar ist, fiel ihm weiter nicht auf.

Am nächsten Samstagabend war er vertragsgemäß in der Sitzung und wurde ein befriedigter Zeuge jener Rüge, die der Bruder Vorsitzer jenen Lachern erteilte. Dann wartete er mit seinem ‚Naturwunder' auf und fiel selbstverständlich gehörig 'rein. Die Fratres konnten seine Einfalt einfach nicht begreifen. Wieder und wieder entsetzten sie sich über sein Geständnis, daß er in der Sündflut keinen Eingriff der Allmacht Gottes in die Naturgesetze finden könne, und belehrten ihn eindringlichst und inständigst eines Besseren.

Cox merkte allmählich, daß er sich vergaloppiert hatte, wurde abermals trotzig und wollte es nicht gestehen.

Hätten nun die Brüder gesagt: Lieber Cox, du weißt nicht, was ein Naturwunder ist. Schlage einmal nach und überzeuge dich, daß man darunter nicht das versteht, was du angiebst, und nimm dir Zeit, die Sache zu überlegen, so würde sich das Mißverständnis in Frieden aufgelöst haben. Denn Cox war bei ruhigem Gemüt der Belehrung recht zugänglich und auch nicht widerspenstig. Sobald er aber merkte, daß man ihn für dumm hielt, war nichts mit ihm anzufangen.

Die Fratres kamen in ihrem bekannten Feuereifer nicht auf den Gedanken, daß Cox nicht wisse, was ein Naturwunder ist. Sie hielten dafür, daß er es wohl wisse und daß in ihm ein ganz verstockter Ketzer offenbar geworden sei. Im Uebereifer, ihn zu belehren, überstürzten sie sich förmlich und verschlimmerten dadurch das Uebel. Cox konnte aus ihren Reden nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß ihnen so unendlich viel an seiner Seele gelegen sei; er sagte sich nur immer wieder: ‚Sie wollen bloß zeigen, daß sie mir überlegen sind.‘ Und dann schlug er sich in Gedanken vor die Stirn und schalt sich, ‚Ich Esel, daß ich mein Maul nicht halten konnte!‘ Er verteidigte sich nicht mehr, er kaute nur erregt an seiner Unterlippe, und ließ ihre Ermahnungen stumm über sich ergehen.

Das legten sie ihm nun als pure Bosheit aus. Wer erst geketzert hat und dann dies nicht eingestehen will, sich dann nicht mehr verteidigt, sondern nur zornig um sich blickt, der muß schon dem Gerichte der Verstockung anheim-

gefallen sein. Dies sprachen sie neben anderen harten Urteilen offen aus.

Cox aber dachte: ‚Redet nur! Ihr könnt lange reden, ehe mir ein Wort davon gefällt. Laufe ich weg, dann holt ihr mich wieder zurück, und bin ich hier, dann fahrt ihr über mich her, als wäre ich wer weiß was für ein Karnickel. Ihr seit die besten Brüder auch nicht.‘

Natürlich reichte die Zeit nicht hin, den wichtigen Fall in dieser Sitzung zu Ende zu führen. Sie brachen ab nnd setzten ein Komitee ein, das weiter mit dem Bösewicht verhandeln und in der nächsten Sitzung berichten solle. Dann war ihnen bange, daß Cox vielleicht nicht in die nächste Sitzung käme, und sie versäumten nicht, ihm einzuschärfen, daß er sich unter allen Umständen einzustellen habe. Die Aula war voller Tabaksqualm, denn in der Erregung hatten manche Brüder ganz unmenschlich gequalmt. Man hatte viel Dampf erzeugt nnd viel Pulver verschossen, viel Scharfsinn drangewandt und viel Rettungseifer gezeigt, und das alles scheinbar ohne den geringsten Erfolg. So gestand es sich der Frater Vorsitzer, als er die Fenster öffnete, damit der Tabaksdampf sich verzöge. Doch war die Seele des ketzerischen Bruders mehr als diesen Aufwand wert.

Im Laufe der Woche schlängelten sich manche Brüder an Cox heran, um ihm den ketzerischen Zahn auszuziehen, aber Cox wurde ganz ungemütlich und verbat sich diese brüderlichen Nachstellungen auf das Entschiedenste. Reden wie ‚Ich bin fertig mit euch!‘ oder ‚Bleibt mir vom Leibe!‘ waren noch mild gegen andere, die er ihnen zurief. Auch die Unterhandlungen des Komitees blieben in so weit erfolglos, als Cox die Sündflut als Naturwunder nicht aufgeben wollte.

Er versprach jedoch, sich nochmals in einer Sitzung auf die Folter spannen zu lassen, um nicht den Schein zu geben, als entziehe er sich der brüderlichen Ermahnung.

Am nächsten Samstagabend hatten die Fratres sämtlich für Cox stark geladen. Heute sollte und mußte er fallen. Sie hatten sich Geschosse aus Luther, aus Hosiander, aus Calov und aus vielen anderen beigesteckt und zielten nun damit auf den Ketzer. Er schrie nicht Au! und bat auch nicht um Pardon. Ebensowenig gestand er ein, daß die Sündflut kein Naturwunder sei. Auf seinem jugendlichen Angesicht lagerte sich ein Ausdrück der Wurschtigkeit, die beinahe echt aussah.

Nun wurde es den Fratres auch klar, daß seine Ketzerei nicht aus Uebereilung gekommen, sondern aus Vorbedacht und aus der widerspenstigsten Hartgesottenheit geäußert worden war. Die ältesten unter ihnen wurden ernst und bleich im Gesicht und redeten nur noch in einem grollenden Unterton mit ihm. Schließlich sagte Smerdis:

„Was nützt es, daß wir noch weiter mit ihm verhandeln? Die Schrift sagt: ‚Einen ketzerischen Menschen meide, wenn er mal und abermal vermahnet ist.‘ Darin liegt von jetzt an unsere Pflicht.“

Andere stimmten ihm voll und ganz bei. Man könne unmöglich noch länger mit einem so arg verbohrten Ketzer Glaubensgemeinschaft und Bruderschaft halten. Der Heiland sage: ‚Haltet ihn für einen Heiden und Zöllner‘, und das müsse fortan geschehen. Cox müsse Rechtens in den kirchlichen Bann getan werden.

Andere Brüder erschracken vorerst noch über den Gedanken und mahnten, man solle ja bedenken, was es heiße, einen

Bruder in den Bann tun, denn der Bann schließe auch vom Himmel aus. Ihre Bedenken wurden jedoch vollständig durch andere und weisere Brüder gehoben. Das Kollegium Fratrum sei die Kirche, die christliche Ortsgemeinde hier, die nach dem Wort ‚Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen‘ das Amt der Schlüssel verwalte und nötigenfalls auch ausüben müsse. Das Bannen sei seine göttliche, wenn auch äußerst traurige Pflicht. Und hartnäckige Ketzer gehörten ein für allemal nicht in eine Gemeinde.

Manchen war es trotzdem noch nicht recht geheuer bei dem fürchterlichen Gedanken, aber die leitenden Geister des Kollegiums redeten fürder auf sie ein und benahmen ihnen schließlich alle Gewissensskrupel. Die Kirchengeschichte beweist, daß manchmal auch die Verfechter der Wahrheit in fleischlichem Eifer amuck liefen und in ihrer Torheit meinten, sie täten Gott einen Dienst damit. So war auch im Kollegium der jugendliche Eifer für die rechte Lehre diesmal in blinden Fanatismus umgeschlagen, und Cox wurde der Form und Sache nach als Ketzer in den Bann getan!

Als man dies Bravourstückchen fertig gebracht hatte, faßte man noch den Beschluß, daß ein Komitee den Fall samt allen Umständen und dem endlichen Ergebnis dem Direktor mitteile, damit auch dieser wisse, wie er sich hinfüro gegen Cox zu verhalten habe. Und in dem Bewußtsein, daß man zwar strenge aber doch recht verfahren sei, gingen die würdigen Fratres mit ernsten Gesichtern auseinander.

Cox wanderte wie im Traume hinaus. Sonst war er gleich zu Bett gegangen, aber diesmal ging er in den Park und setzte sich dort unter einen Baum. Daß er sich mit der Sündflut als Naturwunder geirrt hatte, war ihm vollkom-

men klar. Zuweilen war ihm während des Abends schon der Gedanke gekommen: ‚Sag's ihnen!' aber ihr richterischer Sinn und ihr unbrüderliches Vorgehen hatten ihn jedesmal zurückgeschreckt und noch trotziger gemacht. Und daß sein Trotz nicht recht war, sagte ihm ebenfalls eine innere Stimme. Waren sie jedoch so, dann konnte er auch so sein.

Nun war er in aller Form gebannt. Seine große Ehrfurcht vor dem kirchlichen Bann ließ ihn die Sache keineswegs lächerlich finden, im Gegenteil, sie war ihm sehr ernst. Er fragte sich nicht, ob das Kollegium ein Recht zu dem Bann gehabt habe und ob es ein rechter oder unrechter Bann sei. Ihm starrte die unleugbare Tatsache beängstigend ins Gesicht: Deine Brüder haben dich als einen unverbesserlichen Ketzer in den Bann getan! Und dann fragte er sich mit banger Sorge: Bist du nun auch aus dem Himmel ausgeschlossen? Würdest du, wenn du diese Nacht stürbest, selig sterben können? Und sein Gewissen warf ihm vor: Dein Trotz! Wenn dein Trotz nicht gewesen wäre! Und als er noch länger darüber nachdachte, sagte er sich: Es ist ja Torheit. Wie können die mich bannen! Trotzdem war er gebannt.

Die Wächter stöberten ihn auf und trieben ihn ins Bett. Und als er erst eine Zeitlang gelegen hatte, kam der Schlaf mit unerbittlicher Gewalt und nahm ihn jetzt in seinen Bann. Am nächsten Morgen sah der kollegialische Bann nicht mehr ganz so düster aus, aber immerhin noch trübselig genug.

Als er aus der Kirche heim kehrte, stand sein Beschluß fest: Ich werde zum Onkel gehen und ihm alles sagen. Professor Crämer aber war an diesem Tage in Chatham und kehrte erst abends heim. Da er dann gewöhnlich müde und

abgespannt war, getraute Cox sich nicht, ihn mit der Bannangelegenheit zu belästigen, und schob sie bis Montag nach den Stunden auf.

Als er am Montagabend sich dann zagend und zitternd auf den Weg zum Direktor machte, begegnete ihm das Komitee auf der Collegeecke, das bereits dagewesen war und nun wieder zurückkam. Cordatus und Nathanael bildeten wieder das Komitee.

„Willst du auch zum Onkel?“ hielt Cordatus ihn an.

Er wollte ihm erst nicht Rede stehen, besann sich aber auf seine vorige Gutmütigkeit und antwortete: „Ja.“

„Onkel ist sehr beschäftigt, störe ihn lieber heute nicht. Er wird am Mittwochabend in der Lutherstunde darüber reden.“

„Habt ihr im auch alles gesagt?“

„Versteht sich. Wir haben deine Seite und die Seite des Kollegiums dargelegt.“

„Und was — was sagte er dazu?“

Nun büßten beide ihre Sicherheit ein. Nathanael sah Cordatus an und Cordatus Nathanael. Dann entgegnete Nathanael: „Ich denke, wir können es ihm sagen, denn er ist doch direkt daran beteiligt.“ Und zu Cox gewendet, fuhr er fort: „Der Onkel scheint die Sache nicht so ernst zu nehmen; er nannte es eine — eine —“ seine Augen fragten Cordatus um Erlaubnis und Cordatus nickte — „eine Dummheit.“

„Meinte er meinen Anteil oder euren?“

„Beide, jedenfalls beide.“

Nun lächelte Cox die beiden an, und die beiden lächelten zurück. Trotzdem sie sich vorgenommen hatten, mit Cox

als mit einem Ketzer nicht mehr zu reden und zu verkehren, spielte ihnen das kollegiale Herz einen Streich und stieß den harten Entschluß um. Darauf zwang Cordatus sein Angesicht in ernste Falten zurück und versetzte so strenge wie damals im Kollegium: „Aber, Cox, das mit der Sündflut ist auch eine Dummheit von dir."

„Kann gern sein", entgegnete Cox gemütlich, „ich glaube es selber."

„Du Mensch aber auch! Warum hast du uns das nicht gesagt?"

„Warum habt ihr mich nicht danach gefragt? Ihr waret so auf die Ketzerei verpicht, daß ihr nichts anderes mehr sehen oder hören wolltet. Da wurde ich trotzig und dachte: Steigt mir den Buckel 'nauf."

„Siehst du!" sagte Nathanael und „Siehst du!" sagte auch Cordatus, und beide hielten ihm den Zeigefinger drohend unter die Nase. „Das kommt von deiner Bockbeinigkeit!"

„Und von eurer auch!"

Alle drei sahen stumm wie in Gedanken versunken auf den Boden. Dann richtete Cordatus sich auf, schlug Cox derbe auf die Armmuskeln und versicherte ihm: „Du bist ein Kaffer!"

„Und du auch!" gab Cox die Artigkeit zurück. Keiner nahm es dem andern übel. Das Komitee nahm Cox in die Mitte und führte ihn zum College zurück. Als sie vor der Haupttreppe Abschied von einander nahmen, sagte Nathanael zu Cox: „Wenn wir nun Mittwochabend einen Rüffel bekommen, dann steckst du aber auch dein gehöriges Teil davon ein."

„Wir wollen ihn brüderlich unter uns teilen", sagte Cox lachend und ging davon.

Am nächsten Mittwochabend redete Professor Crämer nur in Ausrufungszeichen. „Also so macht ihrs! Da bannt ihr einen irrenden Bruder nach allen Regeln der Kunst! Und das darum, weil er in seiner sprachlichen Unschuld die Sündflut für ein Naturwunder hält! Ha, ha, ha!" Hier wandte er sich dem Ketzer zu und fragte ihn: „Glauben Sie das am Ende noch?" worauf dieser prompt „Nein, Herr Professor!" antwortete. Crämer schien noch nicht ganz befriedigt zu sein. „Haben Sie es vorhin denn wirklich im Ernste geglaubt?" — „Es schien mir so, aber ich sehe jetzt, daß ich das Wort ‚Naturwunder' falsch verstand."

„Natürlich, natürlich! Anders kann es ja nicht sein. Das kann ein Blinder schon mit dem Krückstock herausfühlen. Und ihr bildet euch ein, ihr wäret hier eine rechtgläubige Ortsgemeinde! Ihr Helden! Wo habt ihr denn das Predigtamt? Wer hat euch das Berufsrecht gegeben? Woher habt ihr die kirchliche Gewalt, Wort und Sakrament zu verwalten? Ha ha! Ihr seid mir eine nette Ortsgemeinde! — Und ihr seid gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß hier ein Mißverständnis vorliegen muß! Ihr tut mir den armen Kerl in Acht und Aberacht und kümmert euch nicht darum, was daraus werden soll, wenn nun der Gebannte hier in der Gemeinde das Sakrament begehrt! Was soll unser Seelsorger nun tun? Darf er dem armen Gebannten das heilige Abendmahl noch reichen?"

Die Fratres wurden recht bestürzt, denn soweit hatten ihre Banngedanken nicht gereicht. Erst als Crämer gebieterisch sein „Nun?" herauspreßte, fielen kleinmütige und

recht beklommene Antworten. Ja, man müßte dem Gebannten wohl das Sakrament noch reichen.

„Seht, was ihr angerichtet habt! Und was für Pulver habt ihr dabei verschossen! Und was für einen Eifer drangewandt! Und nun ist euer ganzer Bann weiter nichts als Eigenmächtigkeit, als papistischer Greuel, als jugendlicher Unverstand. Luther würde ihn einen Sch....bann nennen. Seht, das kommt davon, wenn man nicht ordentlich aufpaßt beim fünften Hauptstück, wo wir die Lehre vom Bann ausführlich gehabt haben! Dann blamiert man sich bis auf die Knochen! Also merkt euch das und paßt besser auf in den Stunden! Wir werden bald in der Pastorale Gelegenheit erhalten, die Lehre vom kirchlichen Bann zu repetieren. — Und nun wollen wir mit der Lektüre von Luthers Schrift ‚Das Pabsttum zu Rom vom Teufel gestiftet‘ fortfahren.“

Kaiser Wilhelms Geburtstag.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Studentenschaft in den Jahren 1884—1887 mehr oder minder in zwei Parteien gespalten war, in die deutsche und die amerikanische. Die deutsche Partei bestand aus Studenten, die bereits in Deutschland hohe Schulen oder Universitäten besucht und in mehreren Fächern, zum Beispiel im Schulfach, ihr Abiturium gemacht hatten und nun hier noch Theologie studierten. Es waren meistens ältere Herren von fünfundzwanzig bis vierzig Jahren mit Verstand im Kopfe und Weisheitsplatten darauf. Ja, manche von ihnen verfügten schon über Weib und Kinder, die sie aber glücklicherweise nicht bei sich hatten. Die amerikanische Partei bildeten wir, lauter junge ‚Schnüffel' von siebzehn Jahren und drüber, denen man — nach Crämers eignem Geständnis — eine zeitweilige Unbotmäßigkeit und eine gewisse ‚Schnoddrigkeit' nicht absprechen konnte.

Dieser Zwiespalt wurde allgemein zugestanden und allgemein bedauert, aber leider dadurch nicht beseitigt.

Die Amerikaner häuften alle Schuld daran auf die Deutschen und behaupteten frank und frei, daß die Deutschen sich schrecklich viel einbildeten, auf die Amerikaner mit unverdienter Geringschätzung herabsähen und in diesem Lande der Freiheit deutsche Knechtschaft einführen wollten, was man

sich unmöglich gefallen lassen könne. Sie nannten die guten Deutschen ‚Dutchees‘, lachten über den merkwürdigen Schnitt ihrer Schoßröcke, ihrer Beinkleider, ihrer Kappen und konnten keine ehrende Auszeichnung darin finden, wenn die Deutschen sie ‚Füchse‘ nannten.

Die Deutschen bestanden mit Crämer auf dem biblischen Grundsatz: ‚Ihr Jungen seid untertan den Aeltesten‘ und erwarteten von den Amerikanern Respekt und Unterwürfigkeit, worin sie prompt enttäuscht wurden. Wenn ihnen dann die Galle überlief, so bedachten sie die Jungen wohl mit solchen Titeln wie ‚Kaffer‘, ‚Jungamerika‘ und ähnlichen, pochten auf ihr ehrwürdiges Alter, auf ihr erhabnes Wissen und nahmen sich ganz ernstlich vor, den Jungen andere Begriffe über Wohlanständigkeit und gute Ordnung beizubringen, was leider alle Tage fehlschlug. Es half auch nichts, daß man die Unbotmäßigsten zu Crämer hinüber schleppte und ihnen dort die Köpfe vom Direktor zurecht setzen ließ. Sie stellten sich dann ganz und gar auf die Hinterbeine, sobald sie von einem solchen unfreiwilligen Kanossagang zurück kamen, und behaupteten den ehrwürdigen Patribus gerade ins Gesicht hinein: „Ich bin gerade so viel wie du und habe hier gerade so viel zu sagen; und einschüchtern lasse ich mich auch nicht.“ Die Deutschen mußten sich eingestehen, daß das amerikanische Nationalbewußtsein oder das nationale Selbstbewußtsein in den Herzen dieser ‚Füchse‘ bereits gar zu tief Wurzel geschlagen habe; sie schüttelten verwundert den Kopf, entsetzten sich und seufzten tief und schwer ob solcher Versunkenheit der amerikanischen Jugend. Und der gute Onkel seufzte zuweilen mit ihnen. Ja, auch er hatte recht betrübende Erfahrungen sammeln dürfen. Als er vor

etlichen Wochen von Chatham per Schlitten zurück gekommen war, hatten amerikanische Stadtrangen — keine Studenten, bewahre! — sich mit Schneebällen in ganz rüder Weise bombardiert. Als Crämer seinen Schlitten halten ließ und ihnen diese unziemliche Kriegführung verbot — hatten sie sich da nicht wie e i n Mann gegen ihn gewandt und ihn mit Schneebällen so lümmelhaft verkeilt, daß er nur schleunigst davon jagen mußte, um diesem kalten Kugelregen zu entkommen?

In einer Lutherstunde gestand er es uns mit den nötigen Nutzanwendungen. Da hätte man so recht handgreiflich die Verkommenheit von Jung-Amerika sehen können. Vor nichts haben sie Ehrfurcht, nicht einmal vor dem grauen Haupte eines Professors. Na, das hätte bloß einmal in Deutschland passieren sollen! „Und seht! Ihr Jungen wachst unter diesem unbotmäßigen Geschlecht auf und bildet euch in eurem jung-amerikanischen Unverstand wohl gar ein, daß dies eine schöne Sitte in diesem glorreichen ‚Land of Liberty' sei, aber hütet — hütet euch vor solcher schändlichen Rüpelei!"

Aus diesen Worten kann jeder sehen, daß Crämer nicht allzuhoch von der amerikanischen Jugend dachte. Unsere Jungen sahen jedoch noch mehr darin. Sie verglichen diese Rede mit anderen Reden und Handlungen Crämers und nahmen den guten Onkel, bei aller Ehrfurcht vor ihm, in starken Verdacht, daß er mit den Deutschen sympathisiere. Stand er ihnen nicht jedesmal bei, wenn sie eine Klage wegen Unordnung vor ihn brachten, in die Jung-Amerika mehr oder weniger verwickelt war? Räumte er den Deutschen nicht mehr Rechte und Privilegien ein als den Amerikanern? For-

derte er nicht, daß man die ‚Alten‘ obenan sitzen lasse und ihnen gehorche?

Je mehr die Deutschen sich bemühten, die Widersetzlichkeit der Jungen mit Fakultätsrüffeln und Drohungen zu unterdrücken, je widersetzlicher und rabiater wurden diese und taten den ehrwürdigen Patribus und Fratribus allerlei niederträchtigen Tort an. Gewalt erzeugt Gewalt und Trotz macht trotzig. Ganz besonders ist dies in dem freien Lande Amerika der Fall, wo das Bewußtsein der Gleichberechtigung sozusagen mit der Muttermilch eingesogen wird.

Um Gesang und Geselligkeit unter sich zu fördern, gründeten die Deutschen einen Verein, den sie mit dem sinnigen Namen Mirtenkranz belegten. Wenn nun die Versammlung dieses Vereins am Mittagstisch bekannt gemacht und dabei der Name Mirtenkranz genannt wurde, rief es aus allen Ecken und Winkeln des Speisesaals „Immergrün!“ In der ersten Zeit stutzte dann wohl der Bekanntmachende und korrigierte: „Nein, Mirtenkranz!“ Aber um so dröhnender erscholl es wieder: „Nein, Immergrün!“ Es wurde so unartig, daß man die Bekanntmachung am Tisch unterlassen mußte.

Wenn die Deutschen ihren Heimatsgefühlen einmal durch Gesang Luft machten und „Deutschland, Deutschland über Alles“ sangen, stand alsbald ein Haufen junger Amerikaner bei ihnen und sang mit unkultivierter Stimme “My country, ’tis of thee.”

Zu ihrem nicht geringen Verdruß sahen sich die Prominenten unter den Deutschen bald mit englischen Nicknamen behängt. Ein gewisser, der drüben Volksschullehrer gewesen war und sich hier ziemlich breitspurig gebärdete, hieß

Jim Blaine; ein anderer, dessen Gesichtsfarbe nicht gerade weiß genannt werden konnte, Old Black Joe, und ein anderer, der einmal das Wort ‚Ice Cream' verkehrt ausgesprochen hatte, wurde fortan nur noch Itzekream genannt. Einem vierschrötigen kernigen Deutschen legte man den Titel Old Oaken Bucket bei und einen andern, der eines kurzen Beines wegen hinkte, nannte man folgerichtig Step-And-a-Half. Und so der nichtsnutzigen Schikanerieen noch unendlich mehr.

Wer da etwas merken wollte, der konnte bald merken, daß sich dieser Zwist allmählich zu einer Krisis zuspitzte, und eines Morgens war sie denn auch da.

Dieser Morgen brach schön und freundlich an — die Vögel sangen in den sprossenden Parkbäumen, die Studenten aßen in Einigkeit ihr Frühstück und machten danach gewohnheitsmäßig ihr Bett. Der milde Morgen lockte manche in den Park hinaus, wo sie die laue Luft mit ‚leichtem Knaster' verdarben und plaudernd auf und ab wandelten. Als manche von den Eifrigen um etwas mehr Ruhe baten, da man studieren müsse, entgegneten die Deutschen: „Wir studieren nicht!"

„Nanu! Was ist denn los?"

„Heute ist Kaiser Wilhelms Geburtstag. Wir haben Erlaubnis vom Onkel, ihn festlich zu begehen, und machen einen Ausflug."

„Wir? Wer gehört denn zu diesen ‚Wir'?"

„Alle Deutschen."

„Und wir andern?"

„Ihr müßt studieren und die Stunden besuchen."

„So! Das ist ja allerliebst. Ihr Dutchees macht frei

und wir müssen büffeln, daß uns die Schwarten krachen. Und damit ist Onkel einverstanden?"

„Natürlich. Er weiß, was man seinem greisen Kaiser schuldig ist."

Wie ein Lauffeuer ging es durch die verschiedenen Zimmer: Die Deutschen feiern Kaisers Geburtstag und Onkel hat ihnen frei gegeben! Und wir Amerikaner müssen die Stunden besuchen — den ganzen Tag! Und recht angenehme Stunden standen auf dem Programm: — zwei Luther, eine Kirchengeschichte, eine Pastorale; am Nachmittage: eine Dogmatik, eine Symbolik, eine Katechese und so weiter.

Da die Deutschen durch alle Zimmer zerstreut wohnten und in keinem Zimmer heute morgen studierten, wurden bald alle Amerikaner in die Neuigkeit eingeweiht und studierten auch nicht. Ein großes Rechten und Disputieren nahm die Stelle des Studiums ein. Die Deutschen beriefen sich auf ihre Erlaubnis und die Amerikaner fühlten sich zurückgesetzt und beleidigt. Etwa an die dreißig Deutsche mochten es sein, die heute ihren Kaiser durch Bummeln ehren wollten, und diese Zahl schnitt immerhin ein beträchtliches Loch in die Hörerschaft. Und als man sich besann, war der Onkel schuld an allem; die Deutschen beriefen sich auf ihn und die Amerikaner beschuldigten ihn der Parteilichkeit.

Die Deutschen fühlten sich erklärlicherweise in ihrem Rechte und trafen die umsichtigsten Vorbereitungen für die Feier. Ein Komitee von dreien eilte zum Telegraphenamt und sandte ein Kabelgramm an Bismarck ab, worin dem alten Kaiser devotest und untertänigst gratuliert wurde, und hißte sodann die deutsche Flagge über dem alten Gebäude auf, Schwarz—Weiß—Rot.

„Sie haben die deutsche Flagge aufgehißt!“ rief einer dem andern zu, alle steckten den Kopf aus dem Fenster und sahen zur Flaggenstange hinauf. „Wahrhaftig! Und das ohne die amerikanische!“

Die Amerikaner setzten nun den Deutschen eifrigst auseinander, daß dies Aufruhr bedeute; die deutsche Flagge dürfe nur *unter* der amerikanischen gehißt werden, und wenn sie den Fehler nicht gleich korrigierten, so werde man die Polizei alarmieren, denn Anarchisten dulde man nicht in einem amerikanischen College. Während sich die Kampfhähne noch stritten, war schon ein patriotischer Amerikaner hinaufgeklettert, hatte die deutsche Fahne herunter geholt und die amerikanische an die Spitze gehißt. Amerika war wieder oben. Seine jungen Bürger beruhigten sich.

Schließlich verwandelte sich der Aerger in Spott. Die deutsche Fahne trug nämlich den schwarzen Streifen oben und das fand ein Amerikaner als verkehrt. Etliche Deutsche behaupteten, es müsse so sein, das Schwarze gehöre nach oben. Andere waren ihrer Meinung nicht gewiß und wurden skeptisch, besonders dann, als die Amerikaner behaupteten, Schwarz bedeute den Tod und der Tod müsse unter allen Umständen unten liegen; das wollte ihnen gern einleuchten. Als die Amerikaner dann spotteten, Deutschland stehe auf dem Kopf, wurden auch die Deutschen unter sich unruhig und uneinig. War es denn richtig so? Andere Amerikaner riefen: „Es ist ganz richtig so, das Schwarze muß oben sein. Da die Erde rund ist und da man in Deutschland das Oberste nach unten kehrt, so sieht Kaiser Wilhelm, wenn er nach Empfang des Kabelgramms von seinem berühmten Eckfenster aus herüberschaut, die Farben ganz rich-

tig: — Rot oben und Schwarz unten. Ihr dummen Amerikaner wißt auch nichts."

Das Gesumme und Gebrumme erregter Stimmen wurde lauter und stürmischer, bis Jim Blaine durch ein verabredetes Signal allen Deutschen zum Abmarsch kommandierte. Sie sammelten sich vor der Haupttreppe, stellten sich in Reih und Glied auf, brachten auf Kommando ein Hoch auf den Kaiser aus, setzten den linken Fuß vor und marschierten im Paradeschritt zum Tor hinaus. Die Amerikaner waren Zeugen ihres grandiosen Patriotismusses und trällerten ergriffen:

‚Lieb Mutterland kannst ruhig sein;
Den Boden trampeln sie nicht ein.'

Bald fuhr der Collegewagen ihnen mit Proviant nach; denn vom Patriotismus allein kann niemand leben.

Nun war es aber auch den Amerikanern klar, daß ihnen von Crämer ein großes Unrecht zugefügt worden war. Heute die Stunden besuchen? Nimmermehr! „Wenn die Deutschen frei haben, wollen wir erst recht frei haben, denn wir sind Bürger dieses Landes; die andern sind nur unsere Gäste."

„Gehst du in die Stunden?" fragte einer den andern.

„Fällt mir nicht ein."

„Ich auch nicht. Wir streiken!"

„Jawohl, wir streiken!"

Einer rief es dem andern zu: „Du! heute wird gestreikt — keiner geht in die Stunden!" Wenn eine zage Seele sich mit dem Gehorsam, den man dem Professor schuldig sei, meldete, so wurde sie alsbald eingeschüchtert und stille gemacht. War es recht von Crämer, die Amerikaner zurückzusetzen?

Die andern ließ er feiern und uns wollte er quälen. Ja, man hatte es schon längst gemerkt, daß er mit den Deutschen sympathisiere, und nun war es klar am Tage. Wenn das Gerechtigkeit ist, dann . . .

Um acht Uhr sollte der Glöckner seiner Gewohnheit gemäß die Stunden einläuten, aber niemand solle sich blicken lassen; jeder müsse auf seinem Zimmer bleiben. Und wenn Onkel Crämer den Grund dieses Streiks erfahren wolle, so solle der Glöckner ihn aufklären. „Und, Boys," jetzt heißt es zusammenstecken! Ja nicht nachgeben, ja nicht windelweich schlagen lassen! Wenn der Onkel 'was will, dann weiß er ja, wo er uns finden kann." — „Aber es geht doch nicht, wenn jeder dreinquatscht. Wir müssen unbedingt einen Redner haben." — „Recht hast du! Heinrich, du bist unser Spruchsmann, du antwortest dem Onkel, und wir stehen dir kräftig zur Seite. Wollen doch mal sehen, wer in diesem Lande regieren soll, Kaiser Wilhelm oder wir."

Die Amerikaner sind vorhin ‚Jungen' und ‚Jung-Amerika' genannt worden, aber es wäre eine falsche Vorstellung, wenn man wähnte, es seien lauter Knaben gewesen. Unter ihnen gab es Jünglinge von 25 Jahren und darüber, und ein solcher war derjenige, den sie Heinrich nannten. Er hatte früher aushilfsweise den Proseminaristen Unterricht in Deutsch, Englisch und Latein erteilt und stand bei Crämer hoch angeschrieben. Ihm standen noch andere Amerikaner zur Seite, denn jeder wähnte sich, wie wir alle, von Crämer zurückgesetzt.

Obwohl sie nun nicht aus dem Zimmer gingen, so mußte doch jeder, der über ein günstig gelegenes Fenster verfügte, hinaus sehen, ob Crämer auch komme. Pünktlich wie immer

war er eine Minute vor achte da und schien nichts von unserm Komplott zu ahnen. Der Glöckner läutete wie üblich, und pünktlich mit dem letzten Glockenschlage verließ Crämer die Bibliothek, wo er sich in der Regel vor den Stunden aufhielt, und ging in die Aula. Sofort erschien er wieder und blickte den Glöckner betroffen an. „Bin ich am Ende verkehrt? Da ist ja noch niemand.“

„Sie sind ganz im Rechten, Herr Professor. Es ist acht und die Stunden sollten beginnen. Aber die Studenten wollen nicht kommen.“

„Wa . . .? Seid ihr des Teufels?“

„Die Studentenschaft weigert sich, weil sie sich vor den Deutschen, die heute frei haben, zurückgesetzt fühlt.“

„Ach so! Die Unglückseligen! Auf! Rufen Sie mir den Cötus zusammen. Alle sollen kommen, sofort. Gehen Sie in alle Stuben.“

Der Glöckner lief los und Onkel nahm den Glockenstrang in die Hand. Gleich die ersten Schläge sagten den Studenten, daß etwas im Anzuge sei. Die Glockenschläge kamen ruckweise wie in Konvulsionen, mit einem entschiedenen Niederzug und einem doppelten Anschlag: es war, als läute jemand Feuer. Zuweilen entstanden kleine Pausen und dann wieder überstürzten sie sich — gar nicht das regelmäßige Bimbam, das wir sonst zu hören bekamen. Jeder horchte auf und mancher sagte: „Horch! da läutet der Onkel.“

Der Glöckner fand eifrige Hilfe in anderen, die Onkels Befehl von Zimmer zu Zimmer trugen, und bald kamen sie von allen Ecken angestürmt mit Bestürzung und Angst in den Gesichtern. Jeder mußte an dem läutenden Direktor vorbei, jeder grüßte erschrocken und eilte vorüber. Crämer grüßte

wieder, schnitt dabei ein grimmiges Gesicht und drohte mit der unbeschäftigten Hand. Es sollte sehr bös aussehen, dennoch wetterleuchtete in seinen halbverkniffenen Augen ein Schalk, und man konnte merken, daß ihm unser Revolutiönchen kapitales Vergnügen bereitete. Nicht so den Studenten. Sie waren sämtlich auf das Schlimmste gefaßt und fragten sich innerlich: „Wird er uns alle über die Fenz setzen?"

Trotzdem sie streiken wollten, waren doch alle da. Wer hätte auch ausbleiben dürfen, wenn Crämer rief und dazu noch Sturm läutete!

Als er ausgeläutet hatte, betrat er das Katheder, schnaufte etwas kurzatmig und wandte sich an den Cötus: „Sind alle da?"

„Jawohl, Herr Professor!"

„Aber auch alle?"

Nein, die Proseminaristen saßen bei ihren Lehrern in der Stunde. Eigentlich hätten sie auch mitstreiken sollen, waren aber aus Angst vor den Folgen lieber in die Stunden gegangen. Da unsere Revolution mehr ein Werk der Seminaristen war, ließ man sie gewähren.

Crämer schnitt ein furchtbar grimmiges Gesicht, ballte uns die Faust entgegen und wollte augenscheinlich loslegen. Dann überkam ihn der Humor der Situation und überwältigte ihn; er schlug die Hände zusammen, wandte sich seitwärts und lachte sich erst Luft.



Wir konnten mit dem besten Willen nichts Lächerliches an unserem Streik sehen und verblieben im tödlichen Ernst.

Er zwang das gütige Gesicht wieder in ernste Runzeln und schnaubte uns an: „Was fällt euch ein? Seid ihr nicht

recht bei Trost? Ihr Unglückseligen wollt hier einen Streik in Scene setzen? Ja, da sieht man so recht, daß ihr Kinder eures Landes seid! Und ihr Törichten seht nicht, daß der Teufel euch narrt! Auf! Gebt mir Rede und Antwort. Was soll dieses Gebahren heißen? Wer ist denn euer Rädelsführer? Man spreche sich aus!"

Wir erwarteten, daß Heinrich sich erheben und für uns die Kastanien aus dem Feuer holen werde, aber Heinrich blieb sitzen wie eine Mauer. Versagte ihm das Herz? Mehrere stießen ihn an und flüsterten: „Heinrich! So rede doch!" Er aber biß um sich und zischte: „Ich bin kein Rädelsführer!"

Dann erhoben sich mehrere zugleich. Crämer winkte einem der ältesten von ihnen und dieser legte in kurzen Worten und mit einer wahren Heidenangst unsere Sache dar.

Crämer entgegnete: „Nun gut, da will ich euch etwas erklären." Er sagte, daß die Deutschen keine Bürger dieses Landes, sondern Untertanen ihres greisen Kaisers seien und daß ihr Begehren, des Kaisers Geburtstag feiern zu dürfen, nichts Ungebührliches in sich schließe, sondern unter diesen Umständen zu gewähren sei. Uns, als Bürgern dieses Landes, gehe freilich die Geburtstagfeier des Kaisers nichts an. Darum hätten jene frei bekommen und wir müßten die Stunden besuchen.

Wenn er aber wähnte, uns damit beruhigt zu haben, so sollte er sich getäuscht sehen. Unser Heinrich erhob sich langsam und ruhig, bat ehrerbietigst ums Wort und erhielt es auch.

„Herr Professor, ich bin kein Rädelsführer, aber ich bin amerikanischer Bürger und habe als solcher mein Vater=

land und mein Volk gerade so lieb wie die deutschen Herren ihren Kaiser."

„Herren? Herren? Seid ihr schon wieder da mit den Herren? Es sind eure Brüder und keine Herren."

„. . . wie die deutschen Brüder ihren Kaiser. Daß ich hier rede, geschieht nicht aus Selbstüberhebung oder weil ich mich Ihnen widersetzen möchte, sondern aus dem Gefühl, als hätten Sie uns zurückgesetzt; und ich rede im Namen aller Amerikaner auf dem Seminar. Wir ehren Sie als unsern Direktor und haben zu Ihnen das größte Vertrauen. Um so unerklärlicher ist es uns, daß Ihr Gerechtigkeitssinn diese Hintansetzung unserer Gefühle zugelassen hat. Die deutschen Brüder mögen gern ihres Kaisers Geburtstag feiern, wir haben nichts dagegen. Aber wundern tut es uns, daß Sie uns bisher trotz unserer alljährlichen Bitte nie erlaubt haben, den Geburtstag Washingtons, als den Geburtstag unseres Landesvaters, zu feiern. Noch vor vier Wochen haben Sie unsere dahingehende Bitte abschlägig beschieden. Nun meinen wir, Washington stehe uns viel näher als der deutsche Kaiser. Wir sind Bürger dieses Landes und dürfen doch auch das Andenken der Landesväter durch eine angemessene Geburtstagfeier ehren. Den Deutschen erlauben Sie das auch, aber uns Amerikanern verweigern Sie dies Privilegium. Darin erblicken wir eine Parteilichkeit Ihrerseits und eine Zurücksetzung der Hiergeborenen. Dies möchten wir heute zu Ihrer Kenntnis bringen. Vielleicht ist die Art und Weise, in der wir es tun, nicht zu rechtfertigen, aber in der Sache selbst glauben wir Recht zu haben."

Crämer hatte diesen status quo ruhig lächelnd entgegengenommen. Jetzt blickte er auf und wollte wohl etwas

erwidern, da sah er, daß Heinrich noch stand. „Nun, haben Sie noch etwas, so sagen Sie es.“

„Herr Professor, wir stehen keinen Augenblick an, Sie als die von Gott über uns gesetzte Obrigkeit anzuerkennen. Aber von einer Obrigkeit fordert man, daß sie ihre Untertanen sämtlich über einen Kamm schere.“ Crämer nickte beifällig. „Mit diesem Grundsatz können wir die Tatsache nicht reimen, daß es recht sein soll, wenn ein Teil der Untertanen feiert, während der andere arbeiten muß.“ Heinrich setzte sich.

„Aha!“ nickte Crämer, „also aus der Ecke weht der Wind. Nun ja, behalten wir einmal Ihr Bild von der Obrigkeit und den Untertanen bei. Wenn sich die Untertanen nun gegen ihre Obrigkeit empören und ihr den Gehorsam verweigern — was ist das?“

„Das ist Rebellion.“

„Seht ihr? Da habt ihr euer eignes Urteil gesprochen! Also ihr seid Rebellen. Ihr rebelliert gegen eure Obrigkeit. Ihr . . . Nun, was haben Sie denn noch?“

Heinrich stand wieder und blickte unserer Obrigkeit furchtlos in die Augen. „Herr Professor, ehe man die Untertanen Rebellen schilt, müßte man sich doch erst überzeugen, ob sie nicht Grund und Ursache zur Unzufriedenheit haben. Ich für meine Person nehme den ‚Rebellen‘ nicht an, denn ich will nicht rebellieren; ich verlange nur mein gutes Recht. Ich fordere weiter nichts, als daß ich Ihren andern Untertanen gleich gestellt werde. Und wenn ein Untertan das fordert, so ist er nicht gleich ein Rebell. Ich glaube, daß alle meine Studiengenossen mit mir hierin übereinstimmen werden . . .“

Rufe wie „Ja!" — „Jawohl!" und ähnliche drangen durch den Saal. Heinrich fuhr fort: „Wir wollen nicht rebellieren, wir suchen nur unser Recht."

„Haha!" lachte Crämer in seiner niederschmetternden Weise, „Sie sind ein Schlauer! Aber ein ganz Schlauer! Wenn ein Untertan meint, er sei vergewaltigt worden, so steht ihm der Weg der Beschwerde offen, an gehörigem Ort und zu gehöriger Zeit. Warum haben Sie sich denn nicht beschwert?"

„Dazu, Herr Professor, hatten wir kein Recht. Sie verweigerten der ganzen Studentenschaft, nicht etwa einem Teil, sondern allen Studenten einen sogenannten freien Tag an Washingtons Geburtstag. Da behandelten Sie alle gleich und niemand nahm Ihnen das übel, denn Sie hatten ein Recht zu dieser Verweigerung. Erst heute ist das anders geworden, denn erst heute haben Sie dem einen Teil erlaubt, was sie dem andern verweigern, und darin sehen wir eine Ungerechtigkeit. Darüber beschweren wir uns jetzt am gehörigen Ort und bei der gehörigen Person." Heinrich setzte sich wieder.

Crämer blieb merkwürdig ruhig. Jeden Augenblick erwarteten wir, daß er ‚los donnern' werde, wie wir es in solchen Fällen von ihm gewohnt waren, aber er donnerte nicht. Vorsichtig, als ginge er auf knackendem Eise, fing er wieder an: „Nun ja, wenn ihr das so anseht . . . Aber, seht, es war doch nicht in der Ordnung, daß ihr einen Streik in Scene setzt? Antwort!"

Eine Anzahl Stimmen rief „Nein!"

„Also, wenn ihr euch in eurem Rechte verkürzt glaubtet,



Der Speisesaal.

so hättet ihr auf geordnetem Wege zu mir kommen sollen, nicht wahr?"

Eine Anzahl Studenten rief „Ja!"

„Heinrich erhob sich wieder in seiner langsamen, bedächtigen Weise: „Herr Professor, nehmen Sie es mir nicht übel und sehen Sie es ja nicht als Respektlosigkeit an, wenn ich Ihnen der Wahrheit gemäß gestehe, daß eine Anzahl Schüler glaubt, daß Sie mit den deutschen . . . Brüdern sympathisieren und daß ein Komitee, das auf geordnetem Wege zu Ihnen gekommen wäre, höchst wahrscheinlich nichts ausgerichtet hätte. Ich billige das nicht, ich konstatiere nur die Wahrheit. Und wenn man dieses Vorurteil in Betracht zieht, so ist es am Ende besser so, wie es ist. Ich wünsche es — und meine Studiengenossen werden sich meinem Wunsche voll und ganz anschließen — daß dies böse Vorurteil gegen Sie beseitigt wird, daß Klarheit in die Sache komme."

Crämer warf den stattlichen Kopf weit in den Nacken, die Brust heraus und stand wie eine Marmorstatue auf dem Katheder. Dann schöpfte er tief Atem und rief über die Versammlung hin: „Ist das wahr? Haltet ihr mich einer solchen bösen Diskrimination fähig?"

Tiefes Schweigen antwortete ihm. Dies Schweigen wirkte unheimlich. Man konnte es nehmen wie man wollte.

Da wurde die Statue lebendig, die Augen sprühten Flammen und der Mund bebte. „Nun, dann vernehmt: ihr habt frei! Ihr habt allesamt frei, den ganzen Tag. Und dann sagt eurem argwöhnischen Herzen, daß es euch etwas vorlügt. Euer alter Professor, der bereits mit einem Fuß im Grabe steht, macht keinen bösen Unterschied."

Einen Augenblick herrschte Grabesstille. Dann brach

ein „Hurra!“ aus jungen Kehlen hervor, wie es spontaner und herzlicher wohl noch nie im College erklungen ist. Aller Augen waren auf Crämer gerichtet, aller Zungen riefen „Hurra!“ Die Hände schwenkten Hüte oder warfen sie gegen die Auladecke. Manche begeisterte Jünglinge sprangen auf die Pulte und stimmten ein Lebehoch an. Darauf schien jedermann gerade gewartet zu haben — sie fielen alle ein und sangen dem Professor ein Lebehoch um die Ohren, daß es ihm zu viel ward. Er winkte ab, schüttelte den Kopf, schnitt mißbilligende Gesichter und bewegte die Lippen, als spreche er. Niemand achtete darauf. Er drohte mit der Faust und blickte grimmig umher; das machte den Lärm nur noch ärger. Dann hielt er sich beide Ohren zu und stampfte mit dem Fuße auf — Alles umsonst. Plötzlich glitten ihm zwei klare Wassertropfen die Augen hinab und blieben im Bart hängen. Im Nu war es stille. Er sprach mit nassen Augen: „Ich danke euch für den Beweis eurer Liebe!“ und wankte hinaus. Ihm war es um nichts weniger als um Effekthascherei zu tun gewesen, was jedermann wußte. Diese Ovation war auch nicht als ein lärmender Dank für den freien Tag anzusehen, was Crämer wohl wußte. Es war der begeisterte Ausbruch jugendlicher Herzen, denen eine wunde Empfindung sagte, daß sie ihren alten Onkel durch Mißtrauen betrübt hätten. Man wollte das wieder gut machen und ihm einen Beweis des unerschütterlichen Vertrauens in seinen Gerechtigkeitssinn, das Geständnis unverbrüchlicher Liebe und Achtung geben, und das war ihnen vollauf gelungen. Der Onkel hatte diese stürmische und unschöne Gefühlsäußerung wohl und richtig verstanden und trug seinen streikenden „Neffen“ die dumme Revolution nicht mehr nach.

In Zukunft war Washington's Geburtstag ein Festtag im College, und Kaiser Wilhelms Geburtstag feierten die deutschen Brüder nur noch mit stillem Gedenken. Die Reibereien zwischen den Deutschen und den Amerikanern wurden immer schwächer wie ein Feuer, dem es an Nahrung gebricht, und blieben bald gänzlich aus.

Ein hoffnungsloser Fall.

Professor Crämer galt in unsern Augen für einen Meister im Englischen. Alle, die uns als Größen auf dem Gebiet der englischen Sprache bekannt waren, konnten ihm unserer Meinung nach nicht das Wasser reichen. Was die Studenten sich über ihn in dieser Hinsicht erzählten, ging mitunter schon ins Fabelhafte über. Je und je waren wir schwächlicher Halbheit abgeneigt und gingen in der Regel gleich aufs Ganze. Wer unsere Bewunderung genoß, für den gingen wir stramm ins Geschirr; wer uns jedoch nicht imponieren konnte, für den hatten wir absolut nichts übrig. Crämers englische Sprachkenntnisse aber imponierten uns so gewaltig, daß wir ihn darin fast für ein achtes Weltwunder hielten.

Manche, die es wissen wollten, erzählten uns, daß sogar unser lieber Doktor Dresser, ein sonst durch und durch gelehrter Mann, gesagt haben solle, Crämer drücke sich auf Englisch so gewählt aus und verwende so hohe Wörter, daß er ihn auch nicht immer verstehen könne. Und jeder Student wußte, was für eine hohe Zensur solch ein Geständnis aus Doktor Dressers Mund bedeutete. So sollten unter andern auch hochgebildete Polititer, die den Onkel zur Zeit der Wahl gern aufsuchten, und andere Leuchten der englischen Wissenschaft bekannt haben, daß sie vor Crämers Ang-

lo=Philologie den allergrößten Respekt hätten und mitunter den hohen oder tiefen Sinn seiner englischen Worte nur mit Mühe zu erfassen vermöchten. Dies sagten uns Studenten, die selber in dem Rufe, große Engländer zu sein, standen, und was Wunder, daß wir zu Crämer als zum größten englischen Stern ehrfurchtsvoll hinauf blickten.

Crämer hatte aber auch eine höchst eigne Art, mit solchen Leuchten der amerikanischen Politik zu verkehren. Er sah sie voll und ganz an, neigte vornehm den stattlichen Kopf nach vorn und forschte mit hoheitsvollem Lächeln: "Where with can I serve you?" oder er sagte etwas, das ähnlich klang. Wenn ihm dann das Ansinnen des Polititkers nicht behagte, was in der Regel der Fall war, so antwortete er ebenso freundlich und hoheitsvoll: "No, sir!" und ging weiter, meistens ohne sich nach dem Bittsteller nochmals umzusehen, und ohne sich zu kümmern, was nun aus dem Petenten wurde, ob er stehen bliebe oder weiter ginge. Alles das schien ihm — um mit einem studentischen Ausdruck zu reden — höchst egal Schnuppe zu sein. Zuweilen aber grüßte er ihn noch zum Abschied mit einem verbindlichen 'Good day', nie sagte er wie zum Beispiel wir in solchen Fällen 'Good-by!' oder gar edelmännisch 'So long!' oder wie manche gedankenreiche Gentlemen unter uns 'So la la!'

Und wenn einer von uns Grünen etwa das Lob, das unsere Leuchten Crämers Englisch zollten, mit lächelnder Miene anhörte, dann verwiesen sie es diesem mit dem Bemerken, daß es eigentlich selbstverständlich sei, denn Crämer habe unter Thiersch Philologie studiert und sei in Oxford, in diesem sedes sapientiae der englischen Großmacht, Professor gewesen. Das natürlich schlug allen Zweifel zu Boden.

Einmal jedoch erlitt unsere Ehrfurcht vor Crämers Englisch eine ziemliche Schlappe und unsere englischen Leuchten behalfen sich mit verlegenen Gesichtern, als sie uns das erklären sollten. Dann meinten sie: „Ja, siehst du, das kommt daher, weil Onkel ein Franke ist und weil die Süddeutschen überhaupt mit dem weichen und harten D fortwährend auf gespanntem Fuße stehen.“

Der Vorfall ereignete sich wie folgt:

Ein Student hatte irgendwoher ein neues Leibwort eingeschleppt und dies griff um sich wie ein Präriefeuer. An dem bisherigen Unsinn ‚Dummes Zeug‘, das bei jeder Gelegenheit, ob es paßte oder nicht paßte, kreuz und quer in die Rede eingeflochten wurde, hatte man sich den Ueberdruß angeschwatzt und das neue ‘Dog on’ kam just wie gerufen. Da man, wie es scheint, auch auf dem College nicht ohne Leibwörterchen fertig werden kann und da der Unsinn stets mehr als der Sinn Beifall findet, so ‘dogonte’ bald alles im College, was sich dem andern mitteilte.

Unsere ehrwürdigen Sittenwächter unter den älteren Schülern wußten zuerst nicht recht, ob sie das Wort als ein Fluchwort ansehen und demgemäß verpönen, oder ob sie es dem mehr harmlosen Unsinn wie ‚Dummes Zeug‘ an die Seite stellen sollten. Doch war ‚Dummes Zeug‘, wenn auch nicht schön, immerhin ein deutsches Wort und hatte daher unter Deutschen wohl mehr Berechtigung als das schauerliche ‘Dog on’ der englischen Zunge.

Schließlich fragte Coder, der einer Sache gern auf den Grund ging, einen seiner Zimmergenossen, dem das ominöse Wort soeben der Zunge entflohen war: „Dog on? Was soll das heißen?“

„Das ist englisch," antwortete der Kujon, der wohl wußte, daß Codex, ein aus Deutschland eingewanderter Gymnasiast, dem Englischen nicht hold war. Codex genoß sogar einen allerdings nicht sehr einwandfreien Ruhm als origineller Uebersetzer des Englischen, und es hatte sich im Laufe der Zeit manches Wort aus seiner eigenartigen Uebersetzung zu einem klassischen Satz angesammelt. Er übersetzte das stumpfe Messer mit ‚stump Knief' und die Champagnerflasche mit ‚Champacknerbuddel' und als einmal ein seminaristisches Haustier des Bettzimmers, deren es Millionen gab, ihn während der Nacht beunruhigte, nannte er es auf Englisch eine ‚Vance'. Daraus formierten nun die unartigen ‚Buben' folgendes Classicum: He kills a Vance mit a stump Knief and puts it in a Champacknerbuddel. Codex aber weigerte sich entschieden, in der Urheberschaft dieses Satzes eine Ehre zu sehen, und konnte denjenigen, der damit aufwartete, ganz gehörig anfahren.

„Und was heißt das auf Englisch?" forschte Codex strenge.

Der andere blickte ihm übermütig ins Gesicht. „Nun, das sollte ein so gewiegter Engländer wie du aus dem Germaniaverein doch schon wissen."

Die Worte ‚aus dem Germaniaverein' enthielten abermals eine versteckte Bosheit. Dieser Verein sammelte am Samstagabend alle solche, die der englischen Sprache noch ziemlich unkundig waren, unter Professor Simons Zepter, wo dann zur Sprachübung fleißig englisch disputiert und debattiert wurde. In diesem Verein hatte einer einmal nach Schluß der Debatte gesagt: I make a Moschen dat we close, und Codex, der sich in der Regel an solchen Abenden

sehr langweilte, hatte nun schon gelernt, daß dieser Vorschlag Vertagung beantragte, und nichts konnte ihm lieber sein. Er sprang sogleich auf und versetzte im Uebereifer: I segen de Moschen. (I second the motion.) Ein anderer, den dieser ‚Segen' höchst ergötzte, deklamierte darauf den bekannten Vers:

I cannot schpeak der English well,
Because I picked it up too schnell.

Coder wußte sofort, worauf der andere, E., anspielte, wußte jedoch nicht, was man sich unter 'Dog on' zu denken habe. Er vermutete jedoch, daß es irgend eine Gemeinheit bedeute, die einem Studenten der Theologie nicht gerade zur Ehre gereiche, und zwang den in ihm aufbegehrenden alten Adam gewaltsam zur Ruhe. „Ich weiß es wirklich nicht, E., sei so gut und sage es mir."

Da glaubte E. an Coder' englische Unschuld und versetzte: „'Dog on it' heißt so viel als: Hetzt den Hund drauf! Das ist alles."

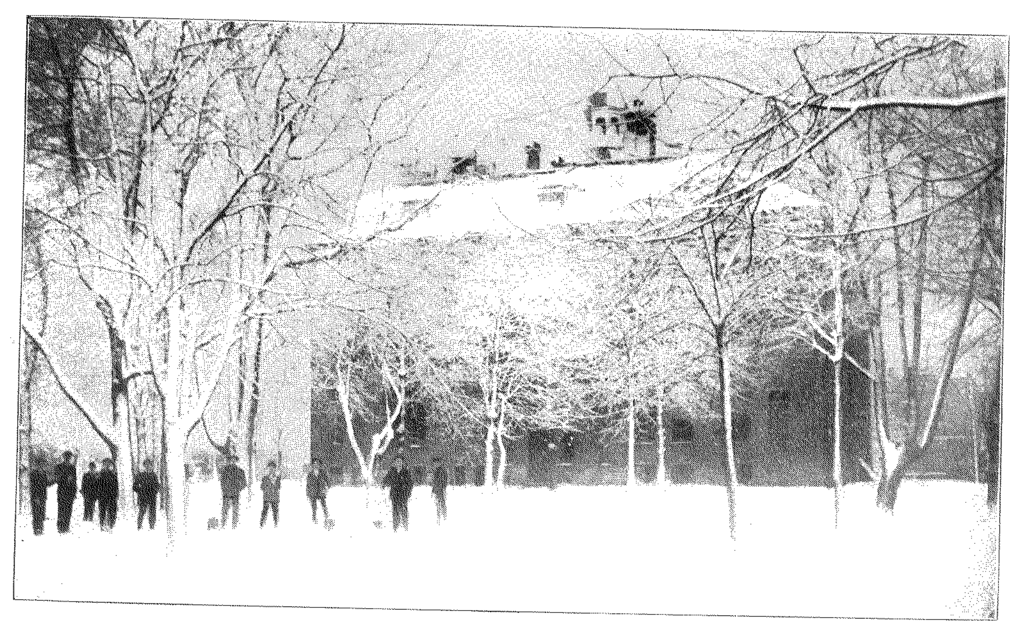
„Und das ist schlimm genug", stieg ihm Coder sofort aufs Dach. „‚Hetz den Hund drauf' ist ein böser Wunsch, und dem Nächsten Böses wünschen, ist fluchen. Du fluchst also jedes Mal, wenn du das häßliche Wort gebrauchst. Schäme dich und unterlasse es in Zukunft."

„Das seh ich nicht ein."

„Dummes Zeug noch 'mal, das siehst du nicht ein? Wart, bis es dir der Onkel klar macht, dann wirst du es schon einsehen. Dummes Zeug noch 'mal."

„Dog on it, meinst du, daß du mich beim Onkel deswegen anzeigen willst?"

Genau das und nichts anders meinte Coder und nun



Die Schaufelbrigade.

gerieten beide aneinander. Andere mischten sich ein und deutelten an dem Worte herum, bis etwas ganz Abscheuliches heraus kam. Ein fixer Kopf hatte nämlich bald herausgetüffelt, daß, wenn man das Wort rückwärts läse, 'no god' heraus komme. E. jedoch verteidigte sich damit, daß er es vorwärts gebraucht habe und daß es ihm nicht einfalle, das Dasein Gottes zu leugnen. Die Splitterrichter, Haarspalter, Hansnarren, Aftertheologen, Sophisten und Zwielichter flogen nur so in der Luft. Codex aber entschied: „Du gehst mit mir 'rüber!" Mit einem Flucher und Gottesleugner wollte er nicht mehr dieselbe Luft atmen. Er galt überhaupt als sehr ernst und war nun dazu noch rechtschaffen ärgerlich; da war es weise, ihm nicht länger an den Wimpern zu klimpern.

E. entgegnete: „Gut, ich gehe mit, aber wenn der Onkel das einen Fluch nennt, dann ist er gerade so ... so ... klug wie du."

„Nicht über unsern Professor spötteln!" trumpfte Codex mit dem Zeigefinger in schnellen Schlägen auf den Studiertisch auf. „Das dulde ich nicht."

Nach fünf Uhr sah man zwei Menschen um die Collegeecke gehen, zu Crämer hin. Codex ging etliche Schritte voraus, aufrecht und wuchtig wie einer, der sich im Rechte weiß, und E. trippelte gebückt und ziemlich kleinmütig hinterdrein. Man konnte es ihm ansehen, daß er wenig Hoffnung auf Erfolg hegte. Nachmittags um Fünfe hielt nämlich Crämer Gerichtsstunde für alle, und wer etwas gegen den Kollegen hatte, durfte es ihm dann vortragen. Manche Heißsporne hatten um diese Zeit immer etwas zu rechten und zu schlichten, denn es war in der lustigen ‚Ich-zeig-dich-an-Pe-

riode', wo die kleinliche Rechthaberei und pietistische Unduldsamkeit just in Blüte standen. Der Ziegelsteinweg zu Professor Crämer hinüber ist in dieser lebhaften Zeit viel abgetreten worden, und die Schuhe mancher Brüder mußten öfter als sonst neu besohlt werden.

Coder hatte in der Regel guten Wind und das Hinanklettern der Treppe zu Crämers Studierstube verursachte ihm kein Keuchen. Nicht so gut war E. dran, dem heute die Luft fast ausging, als er vor dem gestrengen Direktor stand und mit lustig klopfendem Herzen zuhörte, wie Coder ihn verklagte.

„Herr Professor, da bringe ich Herrn E. zu Ihnen, weil . . ."

„H e r r n E.?" fragte Crämer mit ruhigem Lächeln. „Seid ihr denn schon wieder Herren? Wie oft habe ich euch schon gesagt, daß es unter euch keine Herren giebt! Ihr seid B r ü d e r. Also?"

„Herr Professor," faßte Coder frisch nach, „da bringe ich Bruder E. . . ."

„Recht!" lobte Crämer. „Nun?"

„Er hat geflucht!"

„Was?" Crämer fuhr, wie es seine Weise in solchen Fällen war, heftig zusammen, zog die Schultern hoch, legte den Kopf in den Nacken, öffnete Mund und Augen und starrte den ‚Unglückseligen' mit furchtbarer Strenge an. „Sie unglückseliger Mensch!" Zu Coder gewendet, forschte er: „Was hat er denn gesagt?"

„Er hat 'Dog on' gesagt."

Crämer zog plötzlich die Augenbrauen zusammen, ließ

die Schultern fallen und tat, als habe er nicht recht verstanden. „Was?“

„Jawohl, Herr Professor, er hat ‘Dog on’ gesagt, obgleich ich es ihm ernstlich untersagte.“

„So! So=o=o! Also das hat er gesagt!“ Crämer senkte nachdenklich den Kopf, schlug die Hände auf dem Rücken in einander und blickte nach einem flüchtigen Blick auf das Gesicht des Angeklagten schonend auf den Teppich. „Nun, das ist doch nicht so gefährlich“, meinte er gelassen.

Coder meinte, Crämer habe ihn noch immer nicht verstanden, und belehrte wieder: „Herr Professor, er hat ‘Dog on’ gesagt.“

„Ja, ja=a=a, ich habe Sie richtig verstanden, Dog on — Dog on, nicht wahr? Nun, das ist doch kein Fluch. Ich sehe nicht, wie Sie aus dem unschuldigen Wort einen Fluch drehen können.“ Sein Auge suchte prüfend die Augen Coder'. „Das heißt doch einfach: Rede weiter!“

Coder ahnte etwas. „Nein, Herr Professor, nicht ‘Talk on.’ — Er sagte Dog on, Dog on. Das heißt: Hetz den Hund drauf.“

Crämer blickte Coder äußerst ruhig und kühl an. „Nun, Sie werden mich doch kein Englisch lehren wollen? Dog on heißt weiter nichts als: Rede weiter. Das kann Ihnen nachgerade schon jedes Schulkind sagen. Und wenn Sie etwas anders hinein legen, so verstehen Sie eben kein Englisch.“

Coder fing an zu schwitzen. Nach einem flüchtigen Seitenblick auf C.s belustigtes Angesicht fuhr er wie mit der Verzweiflung ringend fort: „Entschuldigen Sie, Herr Professor — Talk on heißt allerdings: Rede weiter. Aber dies

ist nicht talk on . . . es ist Dog on, dog, der Hund, und on: auf, drauf."

Aber es war ein hoffnungsloser Fall.

Crämer warf den Kopf weit in den Nacken und lachte wie einer, der sich köstlich amüsiert. Dann wurde er ernst und blickte den Ankläger mit durchbohrenden Augen an. „Glauben Sie denn etwa, ich könnte nicht so viel Englisch? Machen Sie mir doch nichts weis! Dog on heißt weiter nichts als: Rede weiter, und das wird man doch sagen dürfen, nicht wahr? Kommen Sie mir doch nicht mit solchen Geschichten! Und wenn Sie hier bis zum Abend stehen, so heißt es noch nicht anders als: Rede weiter. Wie können Sie, der Sie noch gar nicht lange aus Deutschland gekommen sind, sich unterstehen und uns hier lehren wollen, was Englisch ist! Gehen Sie hin und lernen Sie erst einmal ordentlich Englisch, und dann werden Sie einsehen, daß Sie sich geirrt haben. — Sonst noch was?"

„Nein, Herr Professor."

„Nun gut, dann adieu!"

Crämer nickte huldvoll und der Ankläger war mit dem Verklagten in Gnaden entlassen.

Diesmal ging C. zuerst die Treppe hinunter und spürte nichts von Atemnot. Coder folgte ihm recht vorsichtig und mit niedergeschlagenem Blick nach, als habe er Mühe, die Stufen zu unterscheiden. Draußen drehte C. sich voll nach ihm um und lächelte wie ein . . . Nun, Coder hatte es später selber gesagt: er lächelte wie ein Spitzbube. Gesprochen wurde nichts unter den beiden, es ließ sich auch nicht gut machen, da C. viel eher drüben war als Coder. Aber im College sagte C. jedem, der sich dafür interessierte, was Crämer

zu Coder gesagt habe und daß dem Onkel alles eins ist, ob hartes oder weiches D; in jedem Falle heißt es: Rede weiter. Und jedermann wunderte sich, daß Onkel den Unterschied nicht heraus gehört habe, bis E. ihnen auf die Spur half. Danach war Coder ebenfalls ein Süddeutscher, der zwischen dem harten und weichen D auch nicht hatte durchfinden können. Ja, so war's.

Das häßliche Wort ist aber nicht mehr gebraucht worden.

Professor H. Wyneken.

Was Menschen von uns denken oder reden, ist in der Regel zur Hälfte nicht wahr und zur Hälfte oberflächlich geurteilt. Das Verkanntsein oder Verkanntwerden ist ein altes Leid — so alt wie die Menschen selber, das gewöhnlich robuste Naturen zum gutmütigen Spotte reizt. Aber mit dem Spott liefert man keinen Gegenbeweis; noch weniger läßt sich eine Wahrheit, die wie diese so tief in das Seelenleben einschneidet, aus der Welt hinausspotten. Wir urteilen meistens einseitig, oberflächlich, nach flüchtigem Eindruck, tadeln dies an andern und verfallen vielleicht schon in der nächsten Minute selber diesem Tadel.

Manchmal trägt dies einseitige Urteil schlimme Folgen; nicht jeder kann sich humoristisch darüber hinwegsetzen. Mancher leidet schwer darunter und geht auch wohl daran zu Grunde. Das Beispiel eines trefflichen Menschen, der unter einseitigem Urteil schmerzlich litt und dadurch sein Dasein fast verkümmerte, will ich hier erzählen.

Es war an einem Nachmittage in der Symbolikstunde. Professor Wyneken stand auf dem Katheder und trug vor, die Studenten schrieben nach. Die Symbolik bildete den langweiligsten Gegenstand für mich, ich konnte mich in der Regel des Schlafes nicht erwehren. Beim Schreiben nickte ich tiefer und tiefer und wäre wohl auch eingenickt, wenn

mein Nebenmann seinen „Dreschflegel', soll heißen seinen Ellbogen, nicht im kritischen Moment mir in die Seite gesetzt hätte. Das brachte meinen Kopf wieder in die horizontale Lage und meinen Stift zum Kratzen.

Die Nachmittagssonne brach ihre Strahlen an Crämers rotem Backsteingebäude. Diese Strahlen prallten durch die Fenster in die Aula hinein und glänzten von der gegenüberliegenden Wand auf uns zurück. Ich sah den Professor an und gewahrte ein interessantes Schauspiel: Die linke Seite seines Angesichts erglänzte von dem rötlichen Wiederschein rosenrot, voll und fleischig, und die rechte Seite geisterhaft bleich und mager. Die linke Seite sah jugendlich voll und frisch aus wie eine leuchtende Pfirsich, ohne Falten und Runzeln, und die rechte Seite sah verblaßt und abgelebt aus, voller Falten um die Augen, voller Runzeln an der Stirn, und war krankhaft durchsichtig. Ich wußte sofort, daß dies von der merkwürdigen Reflektion des Lichtes herrührte, steckte den Stift zwischen die Zähne, kaute darauf wie ein nachdenklicher Mensch und versetzte mich in die Betrachtung dieses eigenartigen Reflexes. Mochte Wyneken Symbolik diktieren, mochten die Studenten sich die Finger krumm schreiben, ich versank ins Grübeln wie gewöhnlich, wenn etwas Ungewöhnliches meine Aufmerksamkeit ablenkte.

Leider habe ich heute noch denselben Fehler. Es giebt für mich kein interessanteres Studium als die Entzifferung psychologischer Rätsel. Die Menschen sind in der Regel interessant, manche sogar sehr interessant. Und die meisten von den interessanten Naturen ahnen es nicht, wie interessant sie sind. Sie erschließen sich ungern dem Auge eines gespannten Beschauers, sie knöpfen sich bis oben hin zu, setzen frem=

de Mienen auf und hüten ihr Allerinnerstes wie ein Heiligtum. Der Beschauer soll irregeführt werden, er soll sie für etwas ganz anderes halten, als sie in Wahrheit sind. Sie wollen fröhlich scheinen und sind doch tieftraurig, steinhart und haben doch ein butterweiches Herz, strenge und sind doch mild wie ein Frühlingswind, gelassen und gähren innerlich vor Gemütsbewegung. Das sind die interessanten Charaktere, die mich bis zur Geistesabwesenheit bannen können, gehaltvolle, empfindungsreiche und vollwertige Naturen. Hingegen andere sind anders. Sie scheinen auf den ersten Blick, als wären sie edle Charaktere, und knackt man sie auf, so hat man eine taube Nuß zwischen den Zähnen. Bei gediegenen Menschen jedoch muß man erst lange warten, ehe man sie zwischen die Zähne bekommt. Sie sind beständig auf der Hut und bewachen ihr Innerstes wie ein treuer Schloßhund das Haus der Herrin. Manchmal verrät ein einziges Wort, das ihnen unbewacht entschlüpft, dem Beobachter mehr als ein Buch, und ein einziger Blick, ein plötzliches Faltenzukken, ein unbeobachteter Augenblick eine ganze Beichte. Sobald aber dies Wort, dieser Blick, dies Faltenzucken, dieser unbeobachtete Augenblick kommt, nimmt er mich gefangen und führt mich vor ein Fenster, wodurch ich in des Menschen Seele wie in ein Märchenland schaue und wie ein Kind über seine Weihnachtsherrlichkeiten in Verzückung gerate; ich stanne und schaue und genieße und staune. Dieser Augenblick kann jederzeit eintreten, manchmal in läßigem Gespräch, manchmal in der Erregung, manchmal im Spiel, manchmal in gemächlicher Ruhe, manchmal in der Predigt und bei anderen Funktionen, und wo er kommt, da entführt er mich der Wirklichkeit und eröffnet mir eine neue Welt.

Nun saß ich da, kaute an meinem Stift und betrachtete meinen Professor. Noch nie zuvor war es mir gelungen, ihn so zu entziffern, in seiner Seele zu lesen, unter seinen Gedanken und Empfindungen Auslese zu halten, seinen inneren Menschen gleichsam zu sezieren und in seine besonderen Bestandteile auseinander zu legen. Ich fand da ein rosiges Gemüt, das innig Liebe gewährt und sucht, das tief empfinden und heimlich dulden und leiden kann, wenn es mißverstanden und unerkannt bleibt. Ich fand da eine feinfühlende Seele, die dem Zarten und Holden zuneigt, das Laute, Schreiende und Stürmische nicht liebt, die sich für das Echte, Wahre und Schöne begeistert und darin Genuß sucht und auch findet. Ich fand da einen Zug des innerlichen Leidens wegen Unverstandenseins und Mißachtungen; einen Zug der Leidenschaftlichkeit, die an dem erlebten Leide lange zehrt und würgt, ohne es jemals ordentlich verwinden zu können; eine Seele, die sich härmt und grämt, weil andere die Liebe und die gute Gesinnung, die man gegen sie hegt, nicht sehen wollen oder sie gering achten.

Während ich mich so in ihn vertiefte, war es mir, als schiele er zu mir herüber; aber ich wurde mir dessen nicht lebendig bewußt und studierte weiter. Das linke Auge lachte und sprühte Lebenslust aus und das rechte plierte wie geistlos und lebensmüde über uns hin. Der linke Mundwinkel verriet Humor und gute Laune und der rechte hing mürrisch und mißgestimmt abwärts. Diese Zwienatur in dem Angesicht meines Professors wirkte bizar und hätte mich zum Lächeln gereizt, wenn mir nicht dabei etwas eingefallen wäre. Ich schaute nämlich zugleich in meine eigene Seele hinein und fand da etwas Garstiges aus der ersten

Zeit meiner Seminaristenjahre, etwas, das mit diesem feinfühligen und tiefempfindenden Menschen in krasse Berührung kam, das mich als einen rüden Jungen anklagte. Damals sah ich nicht, was ich heute sah, weder an meinem Professor noch an mir. Jetzt ragte er weit über mich hinaus und ich versank allgemach in meinem eignen Schlamassel . . . Wyneken sah jetzt direkt zu mir herüber und bewegte die dünnen Lippen, als spräche er zu mir. Zu gleicher Zeit setzte mein Nebenmann seinen Dreschflegel in Tätigkeit und stieß mir fast die kleinen Rippen krumm. Ich erwachte und blickte ihn fragend an. Er hielt den Blick auf Wyneken gerichtet und veranlaßte mich dadurch, ebenfalls in die Richtung zu sehen. Wyneken sah mich tatsächlich an, lächelte in seiner schmerzlichen Manier und fragte: „Wo waren Sie denn eben?“

Ich zuckte zusammen und senkte schuldbewußt den Kopf. Da redete er nochmals, und das in einem Tone, der mir vor Schmerz zu zittern schien: „Man sieht recht deutlich, wie hochinteressant Ihnen die Symbolik ist!“ Darauf wandte er sich der Klasse zu und diktierte weiter.

Ja, sarkastisch konnte er sein, und sein Sarkasmus klang eisig wie das frostige Klingen einer knacksenden Eisschichte; er wärmte nicht auf, er schlug das Herz in eisige Fesseln, und viele waren ihm gerade deswegen nicht gut. Früher hatte ich auch etwas wie Frost nach einer solchen sarkastischen Anrede verspürt, aber heute nicht. Ich sagte mir nämlich, daß die Schuld daran nicht bei ihm, sondern bei mir zu suchen sei. Auch verstand ich nach der eigenartigen Verklärung, die ich soeben an ihm erlebt hatte, den Mann besser und aufrichtiger als früher.

Wie oberflächlich und seicht war damals mein Urteil

über ihn gewesen! Jetzt schämte ich mich meiner Hohlheit und Rohheit bis ins innerste Herz hinein.

Ein merkwürdiger Umstand hatte mich und ihn sozusagen in ein und dasselbe Joch gespannt, nur mit dem Unterschied, daß er über mir und ich unter ihm stand, aber es war bald anders gekommen.

Wir waren beide Dirigenten der ‚Concordia‘, er von Rechtes wegen als oberster und ich als Lückenbüßer. Ich sollte nur dann den Dirigentenstab führen, wenn er durch irgend etwas an dieser Ehre verhindert war, was öfters leider häufig vorkam. Natürlich wurde ich nur als unreifer Notbehelf zugelassen, und ich hatte nichts dagegen.

Aber die ‚Geschmäcker‘ sind auch in der Musik verschieden. Er, der gemütvolle, ehrfahrungsreiche Mann, liebte sinnige Heimatslieder, traurige Abschiedslieder und sonstige Lieder sentimentalen Gengres von der Kapelle da droben oder von dem Kirchlein im Blauen, oder von dem Wanderbursch mit dem Stab in der Hand und ähnliche. Mein Geschmack war nun gerade nicht das Gefühlvolle, obwohl ich zu Zeiten diese Lieder gern sang und hörte; ich sehnte mich nach Abwechslung, und die ‚Concordia‘ mit mir. Wir wollten etwas Heiteres und Sangfrohes, etwas von Jugendlust und Humor haben, und unser Oberdirigent sagte uns mit einem sehr bezeichnenden Lächeln, daß er fürchte, solche Lieder würden unsern Geschmack verderben. Wir antworteten natürlich nichts darauf und sangen wieder zum soundsovielten Male ‚Wenn der Schnee von den Alpen niedertaut‘ mit dem überwältigenden Refrain: ‚Liebe Heimat, teure Heimat, seh ich dich wohl nimmermehr!‘

Wyneken war in seinen Reden nie ausfallend, nie grob;

Brüder, lasset uns eins singen,
Traute Herzensbrüder, hört!
Lasset uns ein Vivat bringen
Allem, was uns lieb und wert.

Nachdem es den Gesang, die Freundschaft, den Wein hatte hoch leben lassen, hieß es weiter: Unsere Mädchen sollen leben! und dabei stiegen mir Bedenken auf, wenn ich an den Oberdirigenten dachte. Schon wollte ich „unsere Mädchen‘ in alma mater umändern, aber was für Unsinn käme dann in dem folgenden Text heraus!

Wem ein Mädchen ward gegeben,
Wem vor Liebe brennt die Brust,
Der nur kennt die höchste Wonne, und so weiter.

Und den Text neu umzudichten, dazu fühlte ich keinen Beruf; er erschien mir auch zu schade dafür.

Frisch gewagt ist zur Hälfte gewonnen. Bei der erstbesten Gelegenheit legte ich es Wyneken vor. Er las den ersten Vers durch, summte dann die Melodie nach und meinte: „Ist nicht sonderlich schön, aber es entspricht wohl dem studentischen Bedürfnis besser als die andern.“ Ohne Sarkasmus konnte er nicht gut reden, wenn er mit mir sprach. Dann las er den zweiten Vers von der edlen Freundschaft durch und meinte: „Schön!“ Bei dem Wein im dritten Vers sagte er: „Hm! etwas weinselig!“ und machte sich dann an den vierten von den Mädchen.

Ich beobachtete gespannt den Wechsel seiner Mienen, wie sie vom Ernst zum Halbernst, dann zum Gefallen und schließlich zur ausgeprägten Heiterkeit überging. Dann richtete er sich auf und sah mich voll an. Ich dachte: „Nun kommt's“ und schlug die Augen nieder.

„Das ist wohl der beste von allen?“ horchte er mich aus.

Er hatte zwar den Nagel auf den Kopf getroffen, dennoch durfte ich es nicht offen zugeben.

„Der steht nur der Vollständigkeit wegen da, Herr Professor; wir werden ihn aber nicht singen.“

Er lächelte mich an, als wollte er sagen: „Du Fuchs!“ sah sich den Vers nochmals an und meinte: „Etwas Unrechtes ist es ja nicht für einen, der ein Mädchen in Ehren hat; der darf es auch hoch leben lassen. Aber lassen Sie den vierten Vers lieber aus.“

„Gut!“

Ich nahm mein Buch und ging. Dem ersten, dem ich das Lied zur Abschrift übergab, sagte ich: „Aber den vierten Vers sollen wir auslassen. Sag das dem nächsten und der soll es dem folgenden sagen, und so weiter.“ Damit war die Sache abgemacht.

Wir übten es ein und sangen es frisch und froh, wie es jungen Kehlen ziemt. Wyneken war nicht zugegen. Es war wohl keiner unter uns, dem das Lied nicht aus dem Herzen kam, wenn wir es sangen, denn sie kriegten es vorerst nicht satt und forderten mich schließlich auf: „Such uns noch so eins!“

Ich sagte mir aber, daß man eine gute Sache nicht übertreiben müsse, und wählte Abts stimmungsvolle ‚Wanderschaft‘ aus, die ich Wyneken, weil Abt sein Lieblingskomponist war, gar nicht erst unterbreitete, denn seines Beifalls war ich sicher.

Erst später fiel mir auf, daß der Text am Ende auch nicht ganz einwandfrei sein dürfte, wenn er von dem schwarzbraunen Mägdlein, das so hell und heiter lachte, sang; aber

die Sänger hatten es bereits abgeschrieben und entgegneten: „Was geschrieben ist, das ist geschrieben."

Wir übten es ein, ohne daß Wyneken uns dabei störte.

Und mit einem Male war er dann wieder da, grüßte, nahm den Taktstock zur Hand und fragte: „Was haben Sie denn in dieser Zeit geübt?" Sie zeigten ihm das Vivat Hoch. Er preßte die Stimmgabel zwischen die Zähne, riß sie hervor, hielt sie ans Ohr und gab den Ton an. Wir summten ihn nach und sangen los, drei Verse durch. Dann stutzte er und wir wurden auch stutzig. Nach einem lächelnden Rundblick sagte er: „Da steht ja ein vierter Vers. Den singen Sie wohl nicht?"

Ich antwortete getrosten Mutes: „Nein, denn wir haben ihn nicht."

„Nicht?" Wieder glitt ein prüfender Blick von Angesicht zu Angesicht. Darauf lachte er belustigt vor sich hin, gab den Ton an und kommandierte: „Los!" Und das Ueberraschende geschah — alle sangen den vierten Vers und nur ich konnte ihn nicht singen, weil ich ihn in meiner Gewissenhaftigkeit nicht abgeschrieben hatte.

Ich hätte aber auch sonst nicht singen können. Diese Infamie von den Kerlen! Hatten sie nicht samt und sonders meinem Gebot zuwider gehandelt ohne mit einer Miene zu verraten, daß sie mich und unsern Oberdirigenten heimlich hintergingen!

Natürlich habe ich später den vierten Vers nachgetragen.

Wyneken sagte nichts, als der Vers zu Ende gesungen war. Er blätterte im Dirigentenbuch und fand Abts ‚Wanderschaft'. „Das haben Sie auch eingeübt?"

Ich nickte fassungslos. Mir war es sofort klar, daß die Geschichte noch ein Nachspiel haben würde, und mir schwante etwas, als würde ich der Sündenbock sein müßen.

Wir sangen auch die ‚Wanderschaft‘ und Wyneken nickte sehr befriedigt.

Als die Stunde zu Ende gehen wollte, legte er den Taktstock leise fort, wandte sich mir zu und forschte: „Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie den vierten Vers von dem ersten Lied auslassen sollten?“

„Jawohl, Herr Professor, das haben Sie. Und ich habe es auch den andern gesagt.“

Nun meldete sich einer nach dem andern, daß er es nicht gewußt habe, und dann stellte sich heraus, daß der erste, dem ich das Lied zum Kopieren gab, meine Weisung nur mit halbem Ohr gehört und dann ganz vergessen hatte.

Ich sah, daß in Wyneken eine heftige Erregung gährte, daß sein Gesicht schmerzlich verzogen war und daß er sich durch diese scheinbare Mißachtung schwer gekränkt fühlte.

„Ich bitte mir unbedingten Gehorsam aus!“ wandte er sich mir zu, und in seinem Gesicht war nichts von Güte und Nachsicht zu erkennen.

„Ich war gehorsam, Herr Professor.“

„So? Haben Sie mir Abts Wanderschaft vorgelegt?“

„Ich hielt das nicht für nötig, da Abt ja Ihr Leibkomponist ist.“

Lieblingskomponist hätte ich sagen sollen und sagte nun Leibkomponist. Wynekens Augen blitzten mich an, als wären sie mit Feuer geladen. Darauf schlug er den Blick auf das Dirigentenbuch nieder und verblieb längere Zeit stumm.

Die Studenten sahen vor sich nieder wie in sterblicher Verlegenheit; es war eine peinliche Minute.

Dann schlug er langsam das Buch zu, langte langsam den Hut hervor, stand ein Weilchen, als müsse er sich erst besinnen, richtete langsam den Blick mir zu und sah mich mit einem Paar Augen an, aus denen es mich wie eisiger Nordwind anwehte. Ich wußte, daß er beleidigt war und daß er lange daran würgen und schlucken würde, ohne es jemals ganz zu verwinden. Aber auch ich fühlte mich verletzt, in meinem Unterdirigentenehrgeiz gekränkt, da ich nichts versehen hatte, wie ich wähnte, und nun doch als Sündenbock büßen mußte. Ohne ein ferneres Wort verneigte er sich frostig gegen uns und ging der Türe zu. Dort wendete er sich um. „Sie können ja darüber beschließen, wer Ihr Dirigent sein soll."

Das war mir zu viel. Ich entgegnete: „Herr Professor, darüber ist kein Beschluß nötig. Sie sind es und ich — ich — —"

„Nun, was sind Sie?"

„Ich bin ein Hansnarr."

„Gut." Er ging.

Als er draußen war, brach die Erregung, die so lange gewaltsam niedergehalten worden war, bei den andern stürmisch hervor. Sie waren empört, aber nicht über mich. Was war denn Unrechtes an dem Vers von den Mädchen? Hatten wir nicht schon vorher Lieder von der ‚lieben Sennerin', von der treuen Soldatenbraut, von dem Mädchen des Wanderburschen, das ihn nicht erkannt hatte, und ähnliche von Wyneken ausgesuchte, gesungen? Hatte er sie nicht selber mit uns eingeübt? Und waren wir nicht verständige

Jünglinge von zwanzig Jahren und darüber, denen man doch nicht das Herz aus dem Leibe schneiden konnte, die zur Not wußten, was sie zu tun und zu lassen hätten?

Ihre Entrüstungsreden imponierten mir nicht. Jetzt, da der Professor den Rücken gekehrt hatte, waren sie tapfer, aber vorher hatte sich keiner außer mir gemuckst. Ich mußte ausessen, was sie eingebrockt hatten, und keiner von ihnen hatte mich in Schutz genommen. Dies Gebahren vertrug sich nicht mit meinen Begriffen von Männlichkeit.

Zur nächsten Uebungsstunde erschien Wyneken nicht. Ich war zwar da, weigerte mich aber ganz entschieden, seinen Platz auszufüllen. Sie sangen etliche alte Lieder und gingen auseinander. Ein neues war ihnen nicht vorgelegt worden.

Auch zu den folgenden Stunden kam Wyneken nicht. Sie wählten sich einen andern Lückenbüßer, der zwar den besten Willen aber nicht die nötige Fähigkeit besaß. Nicht jeder flotte Klavierspieler ist ein guter Dirigent. Es ging jämmerlich im Verein und die Unzufriedenheit nahm beständig zu.

Endlich sandten sie ihren Präsidenten hinüber, daß er mit Wyneken unterhandele. Was dieser mit Wyneken geredet hat, habe ich nie erfahren, er brachte jedoch die Kunde, daß Wyneken wieder kommen wolle.

Wyneken kam und fand kein neues Lied vor. Sie sangen die alten durch, und dann ging er wieder. Er war freundlich mit uns und erinnerte mit keiner Miene an den Vorfall von neulich, und schien es ganz in der Ordnung zu finden, daß ich mich zurückhielt.

Er kam auch wieder, tadelte es, daß man die alten schö-

nen Lieder so gleichgiltig ableiere, und bemühte sich, Ausdruck und Dynamik in den Gesang zu bringen. Neues wurde nicht vorgenommen. Die Sänger hatten das alte gründlich satt, getrauten sich aber nicht, ihre Wünsche vor Wyneken laut werden zu lassen. So zog sich die Sache eine Zeitlang hin.

Dann ereignete sich ein Zwischenfall. Ich war aufgefordert worden, für einen Pastor in der Umgegend zu predigen, hatte auch schon zwei Predigten im College abgeliefert und war bereit, dem Pastor zu dienen; aber zuvor mußte die Erlaubnis meiner Lehrer dazu eingeholt werden. Crämer war es gleich zufrieden, sandte mich aber zu Wyneken, da auch Wyneken ein Wörtlein dreinzureden habe.

Wyneken machte Ausflüchte. Er habe noch keine Predigt von mir gehört. Ich solle ihm eine zur Durchsicht übergeben, und dann werde er besser urteilen können. Ich tat es und wartete nun sehnlichst auf die Zurückgabe der Predigt, die ich bei jenem Pastor am folgenden Sonntag halten wollte und noch zuvor lernen mußte. Er gab sie mir nicht zurück.

Am nächsten Tage, am Freitag, stellte ich ihn und bat um die Zurückgabe meiner Predigt, da ich am Samstagmittag abreisen und sie vorher noch lernen müsse. Er hatte noch keine Zeit gehabt, sie durchzusehen, wollte es aber gleich tun und sie mir dann zuschicken.

Am Freitagabend hatte ich sie noch nicht. In meiner Not ging ich zum Direktor und stellte ihm die Sache vor. „Nun, ich kenne Ihre Predigt ja, mein Herr Kollege wird nichts dran auszusetzen haben. Aber hin müssen Sie auf jeden Fall und dem lieben Bruder, der sich auf Ihre Pre-

digt verläßt, aus der Not helfen. Sollte mein Herr Kollege Ihre Predigt nicht billigen, so lernen Sie lieber eine aus Walther auswendig. Fangen Sie lieber gleich heute abend damit an und lernen Sie auch morgen vormittag; und wenn Sie bei Pastor N. sind, lernen Sie auch den ganzen Nachmittag, den Abend und am Sonntagmorgen, und dann werden Sie sie wohl halten können. Aber zuerst gehen Sie zu meinem Herrn Kollegen und bitten Sie ihn recht schön um die Predigt, nicht wahr?"

Ich ging also zu Wyneken und bat um die Predigt. Er hatte sie jetzt durchgelesen, fand sie ‚so leidlich' und hatte nichts gegen ihre Verwendung. „Aber meine Einwilligung zum Predigen kann ich Ihnen nicht geben."

„Dürfte ich wissen, warum nicht, Herr Professor?"

„Ja. Sie haben Ihre Angelegenheit mit mir noch nicht in Ordnung gebracht."

„Welche Angelegenheit ist das, Herr Professor?"

„Die Angelegenheit mit den Liedern. Sie haben mir das eine nicht vorgelegt."

„Allerdings nicht, Herr Professor. Ich sagte Ihnen ja auch schon, warum nicht."

„Wenn es auch ein Lied von Abt ist, so entbindet Sie das nicht von meinem Auftrag."

„Ich gebe das zu, Herr Professor. Aber ich war Ihrer Zustimmung sicher."

„Wie konnten Sie es sein? Sie haben es nur vermutet, und auf Vermutungen darf man nicht gehen."

„Allerdings nicht. Ich werde mich in Zukunft auch davor hüten."

Wir sprachen noch ein Mehreres darüber und dann ging

ich mit meiner Predigt heim, setzte mich hin und lernte sie. Wyneken hatte wohl nicht mit ausdrücklichen Worten seine Einwilligung gegeben, aber es mir auch nicht mehr untersagt, also durfte ich wohl annehmen, daß ich die ‚Angelegenheit mit ihm' in Ordnung gebracht und nun predigen durfte.

Am Samstag reiste ich hin und hielt meine Predigt. Am Montag war ich wieder im College.

Nun sandten die Sangesbrüder, die am Samstag eine Singstunde ohne mich — ich hatte mich wegen Predigtlernens entschuldigen lassen — abgehalten hatten, ein Komitee zu mir: ich möchte doch wieder eine Anzahl Lieder aussuchen und sie Wyneken zur Begutachtung vorlegen, damit man doch wieder üben könne.

Ich willfahrte und legte die Lieder Wyneken vor, als er vor seiner Stunde im Bibliothekzimmer weilte.

Er sah die Lieder gar nicht an, wendete sich mir zu und fragte: „Haben Sie gepredigt?" — „Ja." — „Hatten Sie meine Erlaubnis dazu?" — „Ja." — „Mensch, wie können Sie das behaupten?"

Nun war das Staunen an mir. Ich erklärte, daß ich meiner Meinung nach die ‚Angelegenheit mit ihm' in Ordnung gebracht hätte und daß damit sein Grund hinfiele und ich also mit gutem Gewissen annehmen durfte, daß er sich nun nicht länger widersetzte. Auch habe mir der Direktor gesagt, daß ich unter keinen Umständen den betreffenden Pastor durch mein Wegbleiben enttäuschen dürfe.

Sein Angesicht nahm eine aschgraue Färbung an, die Falten und Runzeln darin traten scharf hervor, sein Blick war kalt, daß es einen frieren konnte. „Ja! Ja! Mich sehen Sie natürlich für eine Null an."

Dieser heftige Gefühlsausbruch übernahm mich fast. Noch nie hatte er zu mir in einem so vernichtenden Tone geredet. Ich faßte mich schnell und erwiderte: „Herr Professor, ich habe Sie noch nie für eine Null angesehen."

„Sie tun's doch! Ich kann reden, sagen, bitten, belehren — alles ist umsonst. Niemand beobachtet meine Wünsche, jedermann setzt sich leichtfertig über meine Forderungen hinweg. Die Verantwortung halst man mir gutwilligst auf, aber zu sagen habe ich nichts. Meine gute Meinung wird mit Füßen getreten, über meine Freundschaftsbeweise spottet man. O, ich merke wohl, was die Uhr geschlagen hat."

Wie gesagt, es überlief mich zuerst eiskalt bei diesen Worten, aber gleich darnach wurde ich aufsässig wie noch nie. In jedem seiner Sätze erblickte ich eine Anklage gegen mich und mein Betragen und fühlte mich doch in allen Stücken unschuldig. Eine Art verbissener Wut kam über mich und machte mich unsinnig und despektierlich. Ich entgegnete ebenso eisig: „Wenn Sie meinen, Sie hätten ihn mir einen dummen Jungen vor sich, so irren Sie sich. Alles, was Sie da gegen mich ausgesprochen haben, weise ich als unwahr zurück. Und mit dem Zurückbehalten meiner Predigt wollten Sie mich nur schikanieren. Sie sind ja mein Professor und haben die Macht dazu und ich muß mich bücken; aber recht tun Sie damit nicht. Und in Zukunft lasse ich mir solche Dinge auch nicht mehr von Ihnen gefallen. Das dürfen Sie sich getrost merken."

Ich griff meine Musikalien auf und verließ ihn. Innerlich kochte ich über. War er so, dann durfte ich auch so sein. Er hatte es mit mir gründlich verdorben, und ich

wollte es ihn merken lassen; sobald wollte ich ihm nicht wieder gut werden. Also so dankte man mir für meine Notensucherei, für meine Eintrichterei, damit man dann nur den Taktstock nehmen und losdirigieren durfte. Ich schuftete mich redlich, um ihm zu Dank zu leben, und er schleuderte mir Anzüglichkeiten ins Gesicht. Nun, wir können ja auch so sein, wie er uns abmalt; wollen 'mal sehen.

Er trat aus der Bibliothek direkt in die Kirchengeschichts-Stunde, fragte sein Pensum ab und diktierte ein neues. Niemand wußte, niemand konnte es ihm ansehen, daß wir uns ‚gehabt' hatten. Wenn die Reihe zu antworten an mich kam, traf es sich jedesmal, daß ich eine Jahreszahl oder ein geschichtliches Datum nennen sollte, was ich natürlich nicht konnte. Die geschichtlichen Momente nahm mein Gedächtnis zur Not noch auf, aber bei den Daten versagte es gänzlich. Und das wußte er, der da auf dem Katheder stand und eine Miene vorlegte, als wäre nichts von Bedeutung vorgekommen. Warum sollte ich heute mit nichts anderm als mit Zahlen und Daten aufwarten? Er wollte mich blamieren! Ich wurmte mich nicht schlecht über den Mann.

In der Folgezeit passierte nichts Auffälliges, nur daß ich ihm aus dem Wege ging, wo ich konnte, und ihn auch sonst als Luft behandelte, wo ich es zeigen durfte. Von ihm kann ich leider nicht dasselbe behaupten, denn er wich mir geflissentlich nicht aus, kam meistens direkt auf mich zu und hätte mich wohl umgerannt, wenn ich stehen geblieben wäre. Aber so dumm war ich nicht. Mitunter zeigte sein Gesicht den bekannten schmerzlichen Ausdruck, wenn er mir begegnete, mitunter lächelte es sogar, als wolle es mich anziehen. Ich aber ließ mich nicht anziehen.

Eines Tages kam der Präsident der ‚Concordia‘ zu mir und sagte: „Say, Wyneken schickt mich, ich soll dir sagen, daß du jetzt Dirigent sein sollst.“

Ich richtete mich zu voller, imponierender Höhe auf und versetzte ebenso hoheitsvoll als entschieden: „Danke sehr! Grüß ihn wieder.“

„Na, na, sei kein Schaf! Du mußt nicht so bockbeinig sein.“

„Danke schön. Sag den andern und ihm, ich ließe wieder grüßen.“

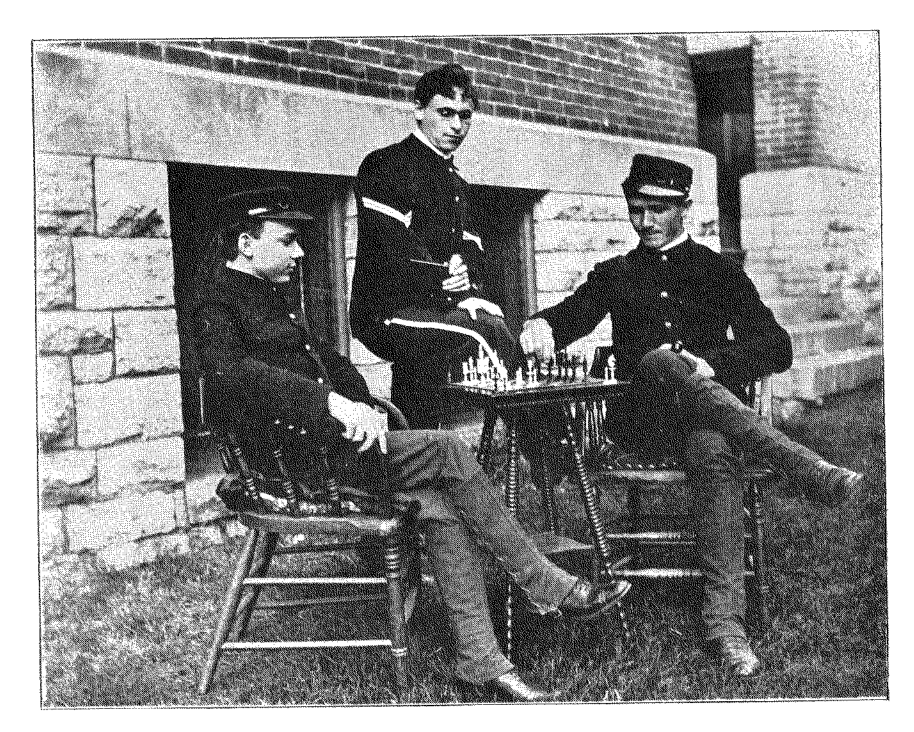
Die Noten, die ich neulich für sie ausgesucht hatte, lagen noch auf meinem Tisch. Ich gab sie ihm, damit sie mir aus den Augen kämen, und bat ihn meinen Namen zu streichen. Mit moralischen Feiglingen möchte ich am liebsten unverworren bleiben.

Er ging zwar, aber es kann nicht behauptet werden, daß er mich achtungsvoller ansah als da er kam.

Ja, sie sollten mich noch samt und sonders kennen lernen.

Eines Abends nach den Stunden ging ich mit einem Freund im Park spazieren. Wyneken kam und wollte wohl in die Stadt gehen. Er grüßte verbindlichst, wie es seine Weise war, erfaßte ihm Vorbeigehen meinen Arm und sagte: „Morgen reise ich nach Chicago zur Synode. Da ist mir eingefallen, daß Sie gern launige und humoristische Musikstücke für den Chor hätten. Schreiben Sie mir eine Liste solcher Stücke auf und ich werde dann sehen, ob ich sie in Chicago auftreiben kann.“ Er nickte mir huldreichst zu und ging weiter.

Ich wußte nicht recht, wie ich ihn nehmen sollte. War



Beim Schachspiel.

das aufrichtig gemeint oder sollte es eine fernere Schikane sein? Auch hatte er mir nicht Zeit gegeben, ihm zu erklären, daß ich mit der ‚Concordia' auseinander wäre. Im Weitergehen traf ich den Präsidenten.

„Du! habt ihr meinen Namen gestrichen?"

„Das sollte uns einfallen! Wyneken war partout dagegen."

„Aber ich gab dir doch den Auftrag."

„Na, das kennt man ja — man brummt und mault eine Zeitlang und hernach ist einem das wieder leid. Ne, Alterchen, du bist Glied, und was noch mehr ist, wir haben dich einstimmig zum Dirigenten gewählt."

„Aber wie könnt ihr nur?"

„Das ist leicht gesagt: Sie wollten dich alle haben. Und nächsten Samstag bist du pünktlich da."

Ich lasse mir allerdings nicht gern in solchen Sachen kategorische Befehle erteilen, aber wo alles liebt, kann Zeus allein nicht hassen. Ich stellte eine Liste von humoristischen Liedern zusammen und überreichte diese Wyneken, allerdings nicht in besonders ermutigender Weise und mit etwas mehr Hoheit, als der Sache angemessen war. Sie sollten nicht glauben, daß sie mich mit solchen Finten ködern könnten.

Er verreiste und war nach zehn Tagen wieder da. Gleich am folgenden Tage war er bei mir und legte mir einen Haufen Musikalien vor. „Da, sehen Sie es nach, und was Ihnen gefällt, das behalten Sie; das andere schicken Sie mir wieder zurück. Aber das eine Stück, was Sie unterstrichen hatten, ‚Very Funny', ist nicht besonders edel. Ich habe es mitgebracht, damit Sie sich selber überzeugen."

Ich fand nun gleich das Stück, von dem ich mir so viel

versprochen hatte, ‚Very Funny‘, las es und spielte es durch und siehe da, es war wirklich der reinste Schund. Unter den übrigen waren ganz annehmbare und wirkungsvolle Stücke. Ich suchte aus, was mir brauchbar erschien, und — ja, die übrigen Stücke mußte ich nun doch eigentlich an Wyneken zurück geben. Ich wollte den Präsidenten mit dem Botendienst ehren, aber er dankte ebenso hoheitsvoll und entschieden, als ich damals gedankt hatte. „Du bist Dirigent, trage du sie nur hinüber.“

Nun erkundigte ich mich, ob vielleicht einer aufzutreiben wäre, der heute ‚so wie so‘ zu Wyneken hinüber gehen müsse und dem ich dann meine Noten aufhalsen wollte. Leider hatte niemand Geschäfte da drüben. Es blieb mir also nichts anders übrig, als sie höchst eigenhändig selber abzuliefern.

Nun, das Blatt hatte sich ja bereits gewendet. Anstatt daß ich sie ihm vorlegen sollte, legte er sie mir zur Begutachtung vor, und anstatt daß ich ihm nachgegangen wäre, war er mir nachgelaufen. Das war immerhin schon ein versöhnender Umstand, den man nicht übersehen durfte. Aber zu ihm ins Haus wollte ich nicht gehen, die Genugtuung sollte er nicht haben.

Eines Tages nach den Stunden faßte ich ihn ab im Hauptgange und wollte ihm die Musikalien übergeben. Er hatte allerdings den Arm voller Bücher und wohl kaum Hände genug, auch noch die Noten zu halten.

„Sie sehen doch, ich kann sie nicht nehmen, so gern ich es täte. Wissen Sie ’was? Heute Abend habe ich etwas Zeit, da bringen Sie mir die Noten herüber, auch die Stücke,

die Sie behalten wollen, und dann wollen wir über die einzelnen Stücke reden. Nicht wahr?“

Ich hätte ein Unmensch sein müssen, wenn ich da Nein gesagt hätte. Sein ganzes Benehmen gegen mich war ausgesucht liebenswürdig und sehr einladend. Ich sagte zu und er ging.

Aber wenn er meinte, mich durch Liebenswürdigkeit bestricken zu können, so sollte er eine schmähliche Niederlage erleben. Ich nahm mir vor, hart wie ein Fels zu sein und keinen Zoll weiter zu gehen, als es die Höflichkeit eines Schülers, der seinem Professor gegenüber steht, forderte; lieber noch etwas kälter und abweisender, damit er ja nicht auf den Gedanken käme, als sei mir etwas leid.

Pünktlich um sieben Uhr trat ich mit meinen Noten unter dem Arm in sein Studierzimmer ein. Er saß am Tisch und las, sprang aber sofort auf und kam mir entgegen. „Na, da sind Sie ja. Schön. Die Musikalien legen Sie hier hin“ — er schob Bücher auf dem Tisch zusammen und machte somit Raum für die Noten — „Hernach können wir uns darüber unterhalten. Und nun setzen Sie sich bitte.“ Er schob mir einen Lehnstuhl entgegen. Ich blieb zwar ehrfurchtsvoll, aber doch recht frostig an der Tür stehen. Er sah es, kam noch näher und erfaßte mich am Arm. „Nicht so steif, bitte! Wollen Sie denn da anwachsen? Hier!“ Damit zog er mich zum Stuhl und drückte mich sanft darin nieder. „Sie tun ja, als wären Sie ein Fremder in meinem Hause, und sind es Gott Lob nicht. Wir kennen uns ja, nicht wahr?“

Ich saß steif und aufrecht im Stuhle wie eine Wachspuppe und vergab mir absolut nichts an Würde. Er stand

vor mir wie ein Studienkumpan und knöpfte seine Weste zu. „Wissen Sie, daß ich mich schon länger danach gesehnt habe? Sie wissens nicht! Ja, so sind Sie! Aber, hier nehmen Sie sich erstmal eine Zigarre. Und hier ist Feuer!" Er strich das Zündhölzchen an der unteren Tischkante an und hielt es mir an die Zigarre. „Und im Schrank steht eine Flasche von dem Guten. Ich dachte, wir wollten uns einen Mundvoll erzählen, und dazu gehört ein guter Tropfen und eine gute Zigarre."

Er holte die Flasche und schenkte ein. „Es ist heiß heute. Ziehen Sie doch Ihren Rock ab und machen sich's bequem. Ich bin ja auch in Hemdsärmeln, wie Sie sehen. Im Rock schwitzt man so und fühlt sich so beengt. Nun prosit!" Nach dem Trunk fuhr er fort: „Sie sind mir ja bös, weil ich Ihnen damals in der Bibliothek mein Herz offenbarte, sehr bös sogar und wollen mir gar nicht wieder gut werden. Ich habe Sie ja beleidigt mit der Zurückbehaltung Ihrer Predigt. Und darum grollen Sie mir. Wissen Sie, warum ich es tat? Nicht? Na, das muß ich Ihnen doch erzählen."

Er ging zum Bücherregal und zog ein schäbiges Kollegienheft hervor. „Kennen Sie es noch? Nicht? Na, das ist Ihr Aufsatz über Luther, denn Sie vor drei Jahren an mich ablieferten. Sie haben ihn aber nie wieder bekommen und sollen ihn auch nicht haben. Den behalte ich. Sie haben den Aufsatz gedichtet, die Geschichte Luthers in Reime gebracht, ohne daß man es von Ihnen verlangte. Wir haben ja schon gereimte Lutherbücher, zum Beispiel von Hasta und andere, aber so eine wie Ihre Reimgeschichte ist noch nicht dabei. Die ist originell, ganz und gar originell. Die

geschichtlichen Momente haben Sie ja so einigermaßen zusammen gebracht, und daran ist nichts Besonderes. Aber Ihre Reime sind sehr besonders, und von der deutschen Grammatik hatten Sie damals natürlich keine Idee. Und doch haben Sie gereimt, und die Strophen haben meistens auch Hand und Fuß. Und nun Ihre erste Predigt. Sie wäre ein schönes Pendant zu Ihrem ersten Aufsatz gewesen, aber Sie hatten es so eilig und sahen mich so bitterbös an. Es ist ja nicht so viel dran wie an Ihrem ersten Aufsatz, aber ich hätte sie doch gern gehabt. Aber Sie mußten ja predigen, weil sonst die Welt untergegangen wäre. Das ist ja so ungeheuer wichtig, wenn ein Student predigen muß, daß man es nicht aufhalten darf. Und ich hätte Sie gern noch etwas zurückgehalten. Ein anderer hätte ja Ihre Stelle dort einnehmen können. Sie haben vom lieben Gott schöne Gaben bekommen, aber Sie sind noch so jung, Sie wissen selber noch nicht, welchen Schatz Sie besitzen. Sie haben eigne Gedanken und einen eignen Willen, der leicht in Trotz umschlägt, was ich von Herzen bedauere. Zum Glück ahnen Sie es noch nicht und bilden sich noch nichts deswegen ein. Aber trotzig sind Sie schon ganz respektabel und können einen Tadel nicht gut verschmerzen. . . Ja, Sie wollen wohl etwas erwidern, Sie gucken ja so. Na, sagen Sie es nur."

Ich war respektvoll aufgestanden und erwiderte nun sachgemäß wie ein Richter: „Erlauben Sie, Herr Professor, der Tadel muß verdient und gerecht sein." Weil ich einen harten Strauß voraussah, blieb ich lieber gleich stehen.

„Gewiß, gewiß! Er muß gerecht sein, versteht sich. Setzen Sie sich wieder, bitte, Sie sind so schon lang genug.

Also ich tadele Sie mit Unrecht; das wollen Sie doch damit sagen. Nun, da Sie immer ein aufrichtiger Mensch waren, werden Sie mir auch jetzt meine Fragen wahrheitsgetreu beantworten. Sind Sie mir nicht Gehorsam schuldig?"

„Allerdings."

„Unbedingten Gehorsam in Dingen, die nicht gegen Gottes Wort sind?"

„Freilich, Herr Professor!"

„Waren Sie es mir gegenüber?"

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, der Vers von den Mädchen, die leben sollen..."

„Keine Ausflüchte, mein Lieber! Waren Sie mir unbedingt gehorsam?"

„Nun, unbedingten Gehorsam kann man es wohl nicht gerade nennen, ich ..."

„Genug, mein Lieber, genug! Auf Einzelheiten wollen wir nicht eingehen. Also Sie waren mir nicht gehorsam. Nun denken Sie an das, was ich Ihnen vorher sagte: an Ihnen habe ich ein besonderes Interesse und fordere aus diesem Grunde von Ihnen mehr als von den andern. Warum? Sie sind besser begabt als viele andere, Sie haben darum auch eine größere Verantwortung, man darf darum auch mehr von Ihnen verlangen. Und sodann steckt in Ihnen ein Bewußtsein von Selbständigkeit, das unbedingt eingeschränkt werden muß, sonst schießt es ins Unkraut. Ist es nicht so?"

„Es mag schon gern sein", entgegnete ich nicht mehr so frostig wie im Anfang. „Aber entschuldigen Sie, Herr Professor, ich wundere mich innerlich, woher Sie dies alles wissen."

„Woher ich das weiß? Ei, ich habe Sie studiert! Ich studiere jeden Studenten und kenne die meisten wohl besser, als sie sich selber kennen. Und auf Sie habe ich, seitdem ich Ihren ersten Aufsatz besitze, noch besonderes Studium verwandt. Das natürlich bemerkten Sie nicht. Ihnen ist es ja eine ausgemachte Sache, daß ich Sie schikaniere, tyrannisiere, unverdient tadele und einen Pique auf Sie habe. Dafür bin ich ja im College bekannt. Die armen Tröpfe! Daß ich sie liebe und jeden unter ihnen wie meinen Sohn ansehe, daß ich aus Liebe je nach dem Temperament des Einen oder des Andern sie so oder anders behandele, sehen sie nicht ein, glauben sie mir nicht. Und davon machen auch Sie keine Ausnahme. Sie merken es nicht, daß ich mehr als ein väterliches Interesse an Ihnen habe, daß ich Ihnen gut bin, sehr gut bin, und daß ich eben deshalb, weil ich Ihnen gut bin und nun Ihre Nichtachtung bemerke, mit Ihnen vielleicht schroffer verfahre, als es sein sollte. Sie merken auch nicht, wie leid es mir dann ist. Ach, daß man Ihnen das erst sagen muß! Ich glaubte, ich hätte es Ihnen deutlich genug gezeigt, damit Sie es von selber sähen, und nun muß ich Sie sozusagen erst mit der Nase draufstoßen. Sehen Sie denn nicht, wie beklemmend es ist....“

Ich sprang abermals auf, aber nicht mehr steif und vornehm, sondern gerade so, wie es mir ums Herze war, ergriff seine Hand und stammelte: „Ich sehe es ein, Herr Professor, ich sehe es wirklich ein. Von uns beiden waren Sie stets der gescheiteste und sind es noch; das ist meine aufrichtige Ueberzeugung.“

— — — — — — — — — — — —

An dies Vorkommnis dachte ich, als der rötliche Wider-

schein Wynekens Angesicht zur Hälfte verklärte. Ich fand, daß in ihm eigentlich zwei Menschen wohnten, ein rosiger und ein blasser. Den rosigen verschloß er ängstlich in seinem Herzen, ließ ihn aber von Zeit zu Zeit ein wenig hervorblicken und erwartete, daß wir Oberflächlichen ihn sehen und schätzen würden. Wir sahen nur den blassen, den äußerlichen Menschen, den leidenden, sich verzehrenden und schmerzlich dreinblickenden, und da die Menschen in der Regel nur nach dem urteilen, was sie mit ihren äußerlichen Sinnen wahrnehmen, so beurteilten wir ihn ganz falsch, und die stoßweisen Durchblicke seines warmen und rosigen Inneren übersahen wir in unserer Flüchtigkeit ganz oder verstanden sie nicht. Es ist darum erklärlich, daß manche sein Bild schief hängten und es obendrein noch in ein ungünstiges Licht rückten. Ich halte es für meine Pflicht, sein Bild gerade und in ein günstigeres Licht zu rücken, und habe aus diesem Grunde diese kleine Episode hier erzählt.

Der Herr Kollaborator.

Er war jung und gesund, nicht gerade hübsch, aber doch interessant, sprachgewandt, gelehrt, steif in den Umgangsformen, und nahm ganz gewaltige Schritte. Wer ihn kannte, konnte aus den Fußspuren im Schlamm oder Schnee und aus der weiten Schrittspanne bestimmt weissagen, daß er und kein anderer dort gegangen sei.

Und nun hatte er sich Rechtens verlobt mit der wohllöblichen Jungfrau eines ehrsamen Handwerkers, wogegen kein Verständiger etwas einwenden wird, wenn ich konstatiere, daß beide alt genug, klug genug, gesund und willens waren, einander zu lieben und zu ehren und treu zu bleiben bis in den Tod. Auch bezog er genug Gehalt, um ein holdes Weibchen ernähren zu können.

Und doch hatte die heikle Angelegenheit einen Haken. Er wohnte nämlich im College, wenn ich nicht irre, in Zimmer Nummer elf, einem kleinen Eckgelaß, das gerade Raum genug bot für einen nicht allzu großen Studiertisch samt Bücherschrank, für einen kleinen Kohlenofen und für ein einschläfriges Bett. Wenn der Herr Kollaborator vor seinem Studiertisch saß, konnte er die Füße bequem auf das Bett legen, was ihm mitunter schon als halb paradiesisch erschien. Und daß er sein junges Weibchen zu sich in's College nähme, war platterdings nicht angänglich, aus verschiedenen Gründen nicht. Das sah die Aufsichtsbehörde endlich auch

ein und beschloß, dem Herrn Kollaborator ein eignes Haus zu bauen. Bis dies fertig dastand, mußte er unbedingt seine Liebe bezähmen. Er war es auch willens, und sie ditto. Nur den Sonntag verbrachte er bei seinen Schwiegereltern in spe, gingmit seiner holden Braut vormittags zur Kirche, nachmittags zur Christenlehre und abends abermals zur Kirche; die Zwischenzeit füllten sie meistens mit dem Einnehmen der Mahlzeiten und mit kleinen Plauderstündchen aus. Und abends kam er etwa um elf ins College zurück und bezog seine einsame Klause.

Dies späte Heimkommen war direkt gegen die Hausordnung, wonach kein Insasse länger als bis zehn Uhr ausbleiben durfte, auch Sonntags nicht. Der Herr Kollaborator meinte allerdings, er sei der Hausordnung nicht unterworfen, da er ein Lehrer der Anstalt sei, fand aber einige Schwierigkeit, dies aus den Regeln der Collegeordnung herauszuexegesieren, obgleich er sehr sprachgewandt war. Sie hielten ihm vor, daß er nicht nur Lehrer, sondern auch Disziplinar im College sei und als solcher unbedingt auf Innehaltung der Hausordnung sehen und den Studenten mit einem guten Beispiel vorangehen müsse. Natürlich hatten sie ihn fest.

Die Collegewächter schlossen also pünktlich abends zehn Uhr der Hausordnung gemäß sämtliche Türen zu und wer dann noch herein wollte, dem machten sie allerdings auf, forderten aber von ihm ebenfalls der Hausordnung gemäß, den Grund des Verspätens oder eine direktoriale Beurlaubung; wer damit nicht aufwarten konnte, wurde beim Direktor gemeldet.

Bei den Wächtern aber galt kein Ansehen der Person.

Nun war es wiederholt vorgekommen, daß der Herr Kollaborator wegen Spätkommens beim Direktor angezeigt worden war, und der Direktor hatte dann jedesmal gesagt: „Aber, mein lieber Herr Kollaborator, sehen Sie sich doch vor, daß es nicht wieder vorkommt. Solche Sachen wirken demoralisierend auf die Schüler.“

Seit dem letzten Mal war es auch nicht wieder vorgekommen. Der Herr Kollaborator hatte zugesehen, daß er nicht mehr angezeigt würde. Aber zeitig genug war er auch nicht gekommen. Er blieb nachher wie vorher bis elf Uhr aus und schlich sich dann ungesehen ins College durch das Fenster im Waschsaal. Die Fenster der Waschsäle lagen nämlich zu ebner Erde und standen wegen der muffigen Luft Tag und Nacht offen. Die grünen Fensterläden davor verdeckten aber neugierigen Augen die Einsicht in diese geheime Reinigungstätigkeit der Studenten.

Das wußte der Herr Kollaborater auch. Und wie leicht wurde ihm das Einsteigen durch das Fenster! Er hakte die Läden schon am Tage aus dem Verschluß und legte sie nur lose an. Wenn er dann abends kam, zog er sich draußen die Schuhe aus, damit er keinen Lärm verursache, klappte die Läden nach außen hin zurück und stieg leise in den Waschtrog, der innen an der Wand herum für die Waschbecken angebracht war, und aus diesem Trog noch etwa drei Fuß tiefer auf den Ziegelboden, wo es dann ein Leichtes war, sich unbemerkt in sein Zimmer zu schleichen. Man brauchte nur zu horchen, wo die Wächter just weilten, und mußte die Zeit abwarten, bis sie sich in die Wachstube verzogen. Dann schlüpfte man auf Strümpfen leise und behende zu

Nummer elf hinauf und sachte hinein. Es ging alles wie am Schnürchen. Und die Liebe macht erfinderisch.

Und doch war der Herr Kollaborator sehr kurzsichtig, nicht nur an den Augen, sondern auch am Verstande. Er mußte wissen, daß die Wächter jeden Abend um zehn Uhr alle Zimmer visitierten, um nach Licht und Feuer zu sehen und die Saumseligen ins Bett zu treiben. Und wollte jemand vielleicht zuschließen, um diese Schnüffelei zu hintertreiben, so half das auch nicht, denn die Wächter hatten Schlüssel zu allen Gemächern. So kamen sie abends um zehn Uhr auch in des Kollaborators Gemach und sagten: „Der ist noch nicht da!" Dann lauschten sie auf die bekannten weitspannigen Schritte und sahen etwa um elf oder zwölf Uhr wieder nach, wo sie dann so lange an seiner Tür, wenn sie von ihnen verriegelt war, klopften, bis er „Hier!" brüllte. Dann fragten sie sich: „Wie mag er hinein gekommen sein? Durch die Türen sicherlich nicht!" und suchten so lange, bis sie dahinter kamen.

Dann ging ein Ruf der Entrüstung durch das ganze College.

Die alten bemoosten Häupter entsetzten sich über diese Durchtriebenheit und wunderten sich gar nicht mehr darüber, daß gute Zucht und Ordnung im College so jämmerlich danieder lagen. So das geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden! Wenn der Herr Kollaborator schon ein Liebchen hat, was Wunder, daß die jungen Kerle dann auch eins haben wollen! Und wenn er schon so ganz offenkundig auf Schleichwegen geht, was will man sagen, wenn die jungen und unerfahrenen Studenten dann auch lose und durchtrieben werden! So etwas muß ja die Moral

untergraben und der Zuchtlosigkeit Tor und Tür öffnen. Sie besprachen es in die Länge und in die Breite und erwogen alle möglichen Folgen, schüttelten das weise Haupt und blieben ratlos wie zuvor.

Die Jungen, die von den bemoosten Häuptern Füchse genannt wurden, waren praktischer veranlagt und zerbrachen sich nicht lange den Kopf darüber. Ihnen war es natürlich ein Gaudium, und daraus kann man schon ermessen, wie demoralisierend dies böse Beispiel wirkte. Es kam jedoch noch schlimmer. Wenn der Herr Kollaborator Lateinstunde hielt, so fragten sie ganz unschuldig, wie die Lateiner Braut und Bräutigam genannt hätten. Etliche wollten sogar wissen, ob die alten braven Lateiner auch Fensterläden gehabt hätten. Dem Herrn Kollaborator war dies Interesse für die lateinischen Fenster sofort auffallend; er dachte: „Die haben wohl was gemerkt!" und gab recht kümmerliche Auskunft, was sonst nicht seine Weise war. Als aber der Sonntag kam, ging er in den Waschsaal hinunter und hakte die Läden aus, wie sonst auch.

In dem betreffenden Waschsaal befand sich ein Badeverschlag mit Badewanne und anderem Zubehör. In diesem Verschlag konnte sich ein Schalk verbergen, ohne von andern gesehen zu werden. Als nun der Herr Kollaborator den Waschsaal verlassen hatte, schlüpfte ein Fuchs daraus hervor und rannte die Treppe hinauf zu einem andern Fuchs. „Du! er hat die Läden wirklich wieder ausgehakt."

„Dann kommt er heute Nacht da wieder durch. Gut."

Die beiden Füchse gingen zum Inspektor, der die Wächter anzustellen hatte, und meldeten sich freiwillig zur Nachtwache in der kommenden Nacht. Da gewöhnlich sonntag=

abends niemand gern wachen wollte, war der Inspektor erfreut und nahm ihr Anerbieten an.

Abends um zehn Uhr schlossen beide Wächter sämtliche Außentüren und verriegelten sie noch obendrein von innen. Darauf machten sie die Runde im Erdgeschoß und visitierten sämtliche Fenster, ob sie im Verschluß lägen. Dasjenige Fenster aber, wodurch der Herr Kollaborator bisher seinen Einstieg bewerkstelligt hatte, ließen sie offen mit nur lose angelegten Läden. Die Zimmervisitation stellte fest, daß der Herr Kollaborator noch nicht da war. Dann zogen sie die Badewanne aus dem Verschlag, schoben sie dicht unter das omtnöse Fenster und füllten sie mit Wasser bis oben an. Da das Wasser dazu aus der Pumpe beim Kohlenschuppen geholt und in Eimern herein getragen werden mußte und da die Wanne gut an die fünfundzwanzig Gallonen hielt, kostete diese Niedertracht Mühe und Schweißtropfen. Als sie dann dachten, daß er nun kommen müße, legten sie sich im Badeverschlag auf die Lauer. Wenn man die Läden vom Fenster zurückschlug, strömte genügend Licht herein, um den Schleichdieb und seine Veranstaltungen klar zu verraten.

Im College war alles still, man lag im Schlafe. Und draußen wollte sich vorerst nichts regen. Endlich drangen ferne Tritte vom Schlakenweg im Park her an ihre Ohren. Als sie genauer hinhorchten, waren es wirklich die weitgespannten und wohlbekannten Schritte des Herrn Kollaborators. Vor dem Fenster machte er Halt. An seinem verhaltenen Stöhnen merkte man, daß er sich die Schuhe auszog. . . Die Läden taten sich geräuschlos auseinander und das Licht der Laterne, die vor dem Hauptportal brannte,

strömte herein. In diesem Lichtschein saß der Herr Kollaborator auf der Erde und hielt einen Schuh in jeder Hand. Schwups! legte er sich auf den — Bauch und kam rückwärts wie ein Krebs durch das Fenster herein, zuerst die bestrumpften Füße, dann die langen Beine, dann der mittlere Körper, und schließlich kniete er im Wandtrog. Sein Gesicht war dem Fenster zugewendet, den Augen der Wächter präsentierte er die respektvolle Achterseite. Das Schlimmste hielt er jedenfalls für überstanden, denn er stemmte jetzt die beschuhten Hände leicht auf den Fenstersims, hob die Kniee aus dem Trog und glitt achtlos abwärts — in die Wanne hinein, sagte „U–o!", wollte sich wieder in die Höhe ziehen, konnte aber wegen der beschuhten Hände am Sims keinen festen Halt gewinnen und glitt mit Leib und Seele ins Wasser hinein, so klotzartig, daß ihm die Wellen über dem Haupte zusammenschlugen. Entsetzt ließ er die Schuhe fallen, streckte zwei lange Arme aus dem Wasser hervor und fand dann Halt am oberen Rand der Wanne, richtete sich auf und sprang heraus, schnaubte, spie, grunzte, rieb sich mit dem Rockärmel die Augen und sah sich ängstlich um. Als er nichts gewahrte und alles still blieb, nahm er die Schuhe auf und trollte sich mit langen Schritten schleunigst davon.

Die schändlichen Füchse lachten sich vorerst satt, zündeten darauf ihre Laterne an und besahen sich die Bescherung. Ein wasserfreier Rand von etwa drei Zoll Tiefe befand sich in der Wanne, denn genau so viel Wasser hatte der Fall des Herrn Kollaborators daraus verdrängt; der Ziegelboden schwamm geradezu. Sie ließen vorläufig alles, wie es war, und verfolgten die große Spur, die die bestrumpften

Füße des Herrn Kollaborators hinterlassen hatten, bis zur Tür Nummer elf, hinter der er verschwunden war. Neben der Spur hatte es getropft wie von nassen Rockschößen oder Schuhen. Und langgestreckte Schritte hatte er genommen, als hätte er es sehr eilig gehabt.

Vor Nummer elf blieben sie stehen und pochten an. Eine grollende Stimme rief innen rauh und zitternd: „Wer ist da?"

„Die Wächter."

„Was wollt ihr noch?"

„Wir wollten fragen, ob vielleicht jemand in Ihrem Zimmer ist, Herr Professor."

„Was fällt euch ein?"

„Ja, es führen große Fußspüren bis an Ihre Tür heran. Der Kerl ist jedenfalls auf Strümpfen gegangen."

„Schert euch fort, ihr miserabligen Halunken!" schnauzte es in Nummer elf. Wenn der Herr Kollaborator wütend war, so redete er ein ganz ordinäres Deutsch.

Dann gingen sie leise fort und lachten in der Waschstube, bis ihnen die Seiten schmerzten.

Gegen Morgen stand die Wanne wieder an Ort und Stelle und das Wasser auf dem Ziegelfußboden war aufgewischt worden.

Obwohl der Herr Kollaborator Disziplinar war und jede Unordnung ahnden mußte, hat er sich doch nie erkundigt, wer jenen Unfug im Waschsaal verübt habe. Es war, als wüßte er rein nichts davon. Und in der Folgezeit kam er sonntagabends pünktlich um zehn Uhr ins College, sagte den Wächtern gute Nacht und ging stille in sein Zimmerchen hinein. Was der Direktor und die Entrüstung der bemoosten Häupter nicht erreicht hatten, das hatte die Badewanne vollbracht.



Die "Mumps."

Santa Anna.

Santa Anna war ein Jüngling von etwa dreiundzwanzig Jahren. Er kam etwas spät vom Westen hereingeschneit, von woher konnte niemand sagen, und wir wußten sofort, daß wir es mit einem sehr frommen Manne zu tun hatten. Sein Gesicht war jungfräulich glatt und zart, seine Stimme mädchenhaft leise und schüchtern. Sein dünnes glattes Haar scheitelte er in der Mitte und zierte es an den Spitzen mit kleinen, jedoch äußerst zarten Löckchen. Sein Gang war sanft und leise, dabei sehr vorsichtig, als befürchte er jederzeit, ein harmloses Würmchen zu zertreten. Den Kopf neigte er wie Klaus Harms etwas vornüber und sah aus wie ein meditierender oder betender Bettelmönch. Wenn er spazieren ging, so faltete er die Hände stets auf der flachen Brust. Dies alles trug ihm den Namen Santa Anna ein, denn ein Eingeweihter wollte wissen, daß die römische Heilige gleichen Namens auf dem Bilde so aussähe.

Der Mann interessierte uns so lange, bis wir ihn besser kannten. Wir gingen ihm ehrfurchtsvoll aus dem Wege und machten überall, wo er erschien, freie Bahn. Am Tisch wurden ihm die Speiseschüsseln zuerst gereicht, und wenn er genommen hatte, legten wir uns vor. Er machte dabei eine so demütig-dankbare Miene, daß wir eine Ehre darin erblickten, ihm überall den Vortritt zu lassen. In den

Stunden antwortete er meistens nicht oder doch falsch; wir aber fanden den Grund hiervon in seiner jungfräulichen Zaghaftigkeit und Schüchternheit. Das aber sahen wir, daß niemand von uns inbrünstiger und andächtiger betete als er. Deshalb verehrten wir ihn auch als einen Heiligen. Wenn er mit einem von uns redete, so spielte fortwährend ein gönnerhaft herablassendes Lächeln um seine flachen Mundwinkel. Es ließ uns ahnen, daß er uns arme Sünder huldreich beachtete und uns noch nicht ganz für verloren gab.

Wenn Menschen länger bei einander wohnen, so lernen sie sich in der Regel besser kennen. Das ist um so mehr der Fall, wenn viele ihre ungeteilte Aufmerksamkeit einem einzigen schenken und diesen Tag und Nacht bewundernd beobachten. Santa Anna hatte sich im College allmählich zu einer Berühmtheit entwickelt, und an einer Berühmtheit ist auch das Kleinste und Geringste für die minder Glücklichen interessant. Man sprach von ihm und erzählte sich nach und nach dies und jenes über ihn.

Wir erfuhren, daß er nicht rauchte, weil er das Rauchen für Sünde hielt; daß er weder Wein noch starkes Getränk trank, weil der liebe Gott die Nüchternen lieber habe; daß er nicht einmal etwas von einer Wassermelone äße, seitdem ihm Malus, unser Jurbold, gesagt habe, man könne sich an dem gährenden Melonensaft leicht berauschen. Diese Eigentümlichkeiten Santa Anna's nahmen ihm schon etwas von dem Glorienschein, mit dem wir ihn umgeben hatten.

Sodann hatte er sich einmal gegen einen Studenten dahin geäußert, daß es doch eigentlich Schade sei, daß wir nicht tagtäglich im Talar einhergingen. Es würde sich so wunderschön machen und auch fromm aussehen.

Diese Aussprache versetzte seiner Heiligkeit einen empfindlichen Stoß. Es fehlte nicht viel, so hätten ihn manche für einen Narren proklamiert. Man stellte sich geflissentlich vor, was für eine komische Figur dieser und jener in dem heiligen Gewand abgeben würde, und fing an, sich über Santa Anna lustig zu machen. „Kinder", sagte Butsch, „das ist weiter nichts als ein ganz gewöhnlicher Schwärmer." Man warnte ihn vor voreiligem Urteil und belehrte ihn, daß auch die Heiligen ihre Schwächen haben.

Einmal hatte ihn Malus im Waschsaal ertappt. Santa Anna las laut in einem Buche, ging dabei auf und ab und schaute ängstlich nach einer Stelle in der Ziegelsteinwand. Manchmal hielt er im Lesen inne, zog seinen schmächtigen Körper gravitätisch in die Höhe, streckte gebieterisch die rechte Hand gegen die Stelle in der Wand aus und sagte: "Apage Satanas!" Malus polterte endlich und trat hinter dem Bretterverschlag hervor. „Was ist los?"

„Der Teufel neckt mich aus jenem Loche da," antwortete Santa Anna allen Ernstes. „Ich habe ihm aber befohlen, mich in Ruhe zu lassen."

„Hier ist kein Teufel!"

„Doch! Aus jenem Loche da grinst er mich an, wenn ich bete."

Aus der Wand war ein Ziegelstein entfernt worden, warum, das wußte man nicht. Malus schaute von der Wand auf Santa Anna und wußte nicht, was er davon halten solle. War Santa Anna etwa nicht richtig im Kopfe oder litt er an Halluzinationen? Malus untersuchte die Stelle in der Wand, wo der Teufel gegrinst haben sollte, und fand weiter nichts als Stein und Mörtel.

„Du träumst! Warum sollte dich der Teufel necken?“

„Er kann mein Beten nicht leiden.“

„Das ist möglich, denn im Waschsaal sollte man es nicht so laut tun. Bete doch in deinem Zimmer.“

„Der Heiland sagt doch: Gehe in dein Kämmerlein.“

„Der Waschsaal ist doch kein Kämmerlein!“

Santa Anna machte eine verblüffte und ängstliche Miene, klappte das Buch zu und sagte resigniert: „Du magst recht haben.“ Dann entfernte er sich.

Nun wußte Malus, daß Santa Anna ein kindischer Narr war, daß er nichts von dem Heiligen, den wir in ihm verehrten, an sich hatte, daß nichts anderes als ein gewöhnlicher Schwärmer in seiner Haut steckte. Malus wusch sich in Eile und rannte dann mit seiner neuen Botschaft zu den andern, die sich des Todes verwundern wollten. Wie hatte man sich in dem Menschen nur so kläglich täuschen können! Ein Wunder, daß man ihn nicht eher durchschaut hatte. Aber nun war er entlarvt! „Hab ich's euch nicht gesagt?“ frohlockte Butsch. „Nun seid ihr blamiert bis auf die Knochen.“

Ja, nun erkannte man manches als leeren Schein, was man vorher verehrungsvoll angestaunt hatte. Seine Unwissenheit in den Stunden war demnach keine erkünstelte, sondern echte, natürliche Dummheit. Und alle jene Schrullen vom Rauchen, vom Talartragen und so weiter waren nicht etwa die Ergebnisse einer höheren Erkenntnis, sondern einer natürlichen Beschränktheit. Seine ganze Heiligkeit bestand in Frommtun, Aberglauben und Schaubeten.

„Der hat uns ganz gewaltig geleimt!“

„Aber, Kinder,“ mahnte Coder,“ bedenkt, der Mensch

kann starken Anfechtungen ausgesetzt sein. Brecht doch nicht gleich den Stab über ihn."

„Seine Anfechtungen kommen aus dem Magen," behauptete Malus, „denn er ist ein Dyspeptiker. Seht euch den Menschen einmal an:–die schmalen Wangen, seine schlaffe Haltung, seine Gedankenflüchtigkeit und seine Halluzinationen am hellen Tage! Ich sage, er leidet an einem trägen Magen."

„Kein Wunder," rief Stiffi, „denn er ist ein Stubenhocker ersten Ranges, spielt weder Fußball noch Baseball, sondern sitzt in seinem Zimmer wie angebunden, studiert und drückt sich den Magen zusammen."

„Ja, wir müssen ihn kurieren!"

„Seine Schrullen müssen wir ihm ausreden."

„Das giebt sich alles von selber, wenn sein Magen erst in Ordnung ist, denn die Schrullen und Anfechtungen kommen meistens aus dem Magen," belehrte uns Malus. „Wartet nur, ich nehme ihn in die Kur und treibe ihm den Teufel aus."

Malus, unser Jurbold, redete manchmal wie ein Heide, aber wir kannten ihn besser. Er war zu Frohsinn und dummen Streichen geneigt, spielte auch mitunter einen schlechten Streich, wenn ihm die dummen nicht gelingen wollten, bewies sich aber sonst als ein durchaus ehrenhafter Jüngling, wenn ihm der Kopf auch voller Jux stak.

Weil er nun den wahren Santa Anna entdeckt hatte, gestand ihm jeder gern das Vorrecht der Kur zu, und kuriert mußte Santa Anna werden, das war jedem klar. Ueber die Wahl der Mittel wurde weiter nicht beraten, denn daran dachte man in der jugendlichen Flüchtigkeit nicht, und so

beherrschte Malus das ganze Monopol alleine.

Er begab sich zu Santa Anna und verkündigte ihm: „Du mußt turnen!“

„Ach, ich kann ja nicht!“

„Du mußt, denn es ist deiner Gesundheit sehr zuträglich.“

„Bricht man sich dabei denn nichts entzwei?“

„Ich paß auf, daß dir nichts passiert. Komm 'mal 'raus.“

Es war auffallend wie Santa Anna, eine unentschlossene und weichliche Natur, sich dem Befehle des sicher und ruhig auftretenden Malus fügte. Es war die Gewalt, die der starke Wille über den schwachen ausübt. Santa Anna folgte ihm wie ein Lamm zu den Turngeräten.

„Kannst du am Strick hinauf klettern?“

„Ach nein!“

„An der Leiter hinauf?“

„Ach, da falle ich ja herunter!“

„Dann mußt du am Reck turnen.“

„Nein, nein! Daran verrenke ich mir die Arme.“

„Dann mußt du Springübungen machen. Komm, ich mache es dir vor.“

Wir andern waren nun fast täglich Zeuge, wie Santa Anna Springübungen machte. Freilich das Sprungbrett war ihm zu gefährlich. Der erfinderische Malus nahm einen Stock und hielt diesen etwa sechs Zoll über dem Erdboden. „Da spring 'rüber!“ — „Ach, ich kann nicht.“ — „Versuch es.“ — „Nein, es geht nicht.“ Nach und nach hatte ihm Malus so viel Mut eingesprochen, daß Santa Anna doch einen Versuch wagen wollte. Er nahm einen Anlauf, trip-

pelte heran und blieb just vor dem Stock stehen wie die Kuh vor dem neuen Scheunentor. „Ich brech mir den Hals.“ — „Hab' dich doch nicht! Der Stock ist ja nur sechs Zoll über dem Erdboden.“ — „Wenn du es niedriger machst, so bringe ich es vielleicht fertig.“

Malus hielt den Stock auf drei Zoll vom Boden und das Verwunderliche geschah: Santa Anna hüpfte mit großer Angst hinüber. Nachdem der erste Versuch ohne Halsbrechen gelungen war, bekam er Mut und hüpfte wieder und wieder hinüber. Mit bewunderungswürdiger Geduld ließ Malus ihn hüpfen und wieder hüpfen, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Wir andern waren aus der Ferne belustigte Zuschauer; in der Nähe litt uns Malus nicht, weil er besorgte, wir möchten die heilige Anna scheu machen.

Von vier Zoll ging er zu fünf Zoll über, am andern Tage zu sechs Zoll, und als Santa Anna's Mut mit der Höhe Schritt hielt, brachte er es nach und nach auf 18 Zoll Sprunghöhe ohne Anlauf. War die Turnerei vorbei so klopfte ihm Malus auf die Schulter und sagte: „Das geht ja wunderschön. Du bist ein ganzer Mann. Sollst sehen, wenn wir dies drei Monate lang fortsetzen, so bekommst du Muskeln wie ein Ochs und Schenkel wie ein Pferd.“ Und Santa Anna schmunzelte dann vergnügt über das ganze Gesicht.

Auch sonst sah man die beiden viel zusammen. Malus ging mit ihm spazieren, begleitete ihn in die Stadt, wenn Santa Anna sich einen Bedarfsartikel kaufen wollte, war sein Partner, wenn es zur Kirche ging, und bewies sich in allem als ein treuer Geselle. Wir erwarteten nun jederzeit, daß er Santa Anna einen dummen Streich spielen werde,

aber Malus enttäuschte uns darin. Verleugnete er denn ganz und gar sein Naturell?

Aeltere Studenten wurden unwillig über Malus' Treiben. „Er tut es ja doch nur aus Jux." Andere verwunderten sich, „daß die dumme Gans es nicht merkt, daß sie zum besten gehalten wird!" Manche nahmen sich sogar vor, mit Malus ein ernstes Wörtlein zu reden; er solle die Dummheiten unterlassen, denn aus Santa Anna würde doch nie ein brauchbarer Mensch werden. Andere wieder prophezeiten: „Der wird im Leben kein Pastor!" Wir konnten damals natürlich nicht wissen, daß diese Propheten Recht behalten sollten.

In der Tat, sie waren ein seltsames Gespann, die beiden. Der stramme, kerngesunde, lebensfrohe, von Uebermut strotzende Malus und dieser schlaffe, verweichlichte, kindische Santa Anna! Aber die Freundschaft sowie die Politik machen sonderbare Bettgenossen.

Von den Studenten aber glaubte keiner im Ernst, daß Malus es aufrichtig mit Santa Anna meine. Auch dann nicht, als die Dressur avancierte, als Santa Anna am Reck, an der Leiter und am Strick Turnübungen machte, als wir Zeuge wurden, wie Santa Anna mit Hanteln und andern Exercitien seine Muskeln entwickelte und stählte. Nie hörte man etwas von einem Possen, den Malus ihm gespielt hätte, nie vernahm man, daß sie sich gezankt oder entzweit hätten.

Die Verwunderung der anderen Studenten wuchs, je größere Fortschritte Santa Anna in der edlen Kunst des Turnens machte. Schließlich hielt es Hans Bendix, der Collegepolitzist, nicht länger aus. Er stellte Malus und

ging scharf mit ihm ins Gericht.

„Du läßt jetzt den Mumpitz unterwegs! Du machst ja doch nur einen Narren aus dem armen Menschen! Das ist ein eines Studenten der Theologie unwürdiges Unterfangen! Ich verbitte mir solche Schosen!"

„Wo, wie, was, warum, wieso? Was fällt dir ein?"

„Ich kann die Dummheit nicht länger mit ansehe. Es ist nicht recht, daß du die Unerfahrenheit dieses Menschen zum Jux ausbeutest. Schäme dich!"

„Bendix, bist du nicht gescheit? Wo und wann habe ich jemals seine Unerfahrenheit zum Jux ausgebeutet?"

„Ha, du Schalk! So klug weißt du es schon einzurichten, daß man dir nichts beweisen kann! Was willst du denn anders aus dem Menschen machen als einen Narren?"

„Bendix, achte auf deine Worte! Was ich aus dem Menschen machen will? Ei, einen ordentlichen Mann! Einen gesunden und normalen Menschen will ich aus ihm machen. Ich dachte, das wüßtest du."

„Freilich, so sagst du. Aber wie steht's? Vier Monate lang trainierst du schon an ihm herum, und was hast du ausgerichtet?"

„Viel, Bendix, sehr viel! Er ist lange nicht mehr so verworren wie früher. Man kann sich jetzt schon ganz vernünftig mit ihm unterhalten, ohne daß er überschnappt. Er ist mehr draußen und genießt die frische Luft; früher hockte er fortwährend im Zimmer. Er hat einen ruhigeren Schlaf und träumt nicht mehr so scheußliches Zeug zusammen. ."

„Woher weißt du das?"

„Na, aus seinem Munde! Er muß mir über alles Rede

und Antwort geben. Ich überwache ihn ganz und gar. Er kann besser studieren als früher und sein Gedächtnis ist stärker geworden; das Auswendiglernen fällt ihm lange nicht mehr so schwer. Und sein Magen ist bedeutend besser als früher. Er ißt jetzt langsam und vernünftig und kaut die Speisen so lange, bis sie von selber hinunterrutschen. Saure Gurken, Zwiebel und Sauerkraut kann er aber noch nicht vertragen. Wahrlich, der Mann macht ungeheure Fortschritte, und du willst mich hier abrüffeln?"

„Na, wer kann das alles wissen! Keiner hält dich für einen Erzieher der Unerzogenen, das weißt du doch."

„Ja, ich leide immer unter den falschen Meinungen meiner Kollegen. Schämt euch, daß ihr so schlecht von mir denkt!"

„Na, na! Du hast es sonst auch danach gemacht."

„Sonst! Mußt du einem die alten Fehler immer anrechnen?"

„Ruhig, ruhig! Ich meine es ja nicht böse. Im Gegenteil ich freue mich, daß du es wirklich ernst meinst und aus dem armen Tüffel einen ordentlichen und gesunden Mann machen willst. Fahre nur so fort; und wenn die andern etwas über dich munkeln, so will ich ihnen schon das Maul stopfen. Verlaß dich drauf. Was du da getan hast, ist ja nichts Unrechtes. Aber bedenke, der Mann hat nicht bloß einen Leib, er hat eine Seele! Er huldigt falschen Anschauungen über die christliche Freiheit, über den Beruf und das Amt eines Pastors, über die Lehre von der Rechtfertigung und über die guten Werke."

„Wird alles besorgt! Er besucht ja die Stunden und hört da das Rechte, aber ich nehme ihn auch privatim vor.

Er hält das Rauchen nicht mehr für Sünde und ist auch in andern Stücken recht vernünftig geworden. Seinen pietistischen Sauerteig hat er fast ganz verloren. Laß mich nur machen! Nur eins macht mir noch viel Sorge: seine Teufelserscheinungen. Die will er nicht aufgeben."

„Der Mensch ist ja wohl nicht recht gesund!"

„Freilich, daran liegt es zum Teil. Sobald sein Magen in Ordnung ist, werden auch die Halluzinationen aufhören. Der arme Kerl ist ja im papistischen Sauerteig aufgewachsen und glaubt nicht nur, daß ihm der Teufel erscheint, sondern auch die Mutter Maria und andere Heiligen."

„Dummes Zeug!"

„Gewiß. Aber laß mich nur machen, ich glaube, ich kriege das auch noch aus seinem Kopf heraus. Freilich langsam und nach und nach, nicht mit einem Mal; der Aberglaube sitzt ungeheuer fest."

„Du bist ein braver Knopf!" Bendix versetzte Malus einen wohlmeinenden und anerkennenden Faustschlag auf die Achsel, daß dieser „Au!" schrie. „Wirklich, Malus, ich hatte bisher eine falsche Meinung von dir, aber das ist jetzt vorbei. Fahre nur fort. Und wenn der Mensch nicht parieren will, so rufe mich, ich helfe dir."

Und Malus fuhr fort in seiner Erziehungsmethode. Bendix Hilfe nahm er nicht in Anspruch, denn er hielt nichts von den Einmischungen anderer. Zu einer erfolgreichen Erziehung gehört unter anderem eine kraftbewußte, zielstrenge Hand, und die hatte er.

Bendix aber sagte sich: „Hm, wie man sich doch so vergaloppieren kann! Da habe ich ihn immer für einen Wildfang gehalten, und er ist doch ein selbstloser, aufrichtiger

Christenmensch. Mir würde bei diesen albernen Firlefanzereien wahrlich die Geduld ausgehen, aber er läßt sich's nicht verdrießen. Na, die andern sollen mir man kommen!"

Malus setzte die erzieherischen Turnübungen fort. Santa Anna mußte auf Kommando marschieren, die Beine richtig setzen, sich im Kniewippen, im Laufschritt, in der Arm- und Bauchwelle und in vielen anderen Turnkünsten üben, und er tat es ohne Murren.

Und man konnte sehen, daß etwas wie Jugendlichkeit über Santa Anna kam. Er lachte mitunter schon recht herzhaft, fand Gefallen an einem unschuldigen Späßchen und verachtete uns nicht mehr. Das Auffallendste aber war, daß er sich zuweilen an einem Pfeifchen versuchte. Da er jedoch nicht ohne zu speien dem edlen Zeitvertreib huldigen konnte, verbot es ihm der gestrenge Malus als gesundheitsschädlich. Und Santa Anna gehorchte.

Um ihn ganz unter seinen Einfluß zu bringen, quartierte sich Malus auch in Santa Annas Schlafsaal ein, worin etwa ein Dutzend Betten standen. Malus schlug seine Lagerstätte neben Santa Annas auf und belehrte ihn abends vor dem Einschlafen, wie man, auf dem Rücken liegend, gesundheitsfördernde Atmungsübungen machen müsse. Santa Anna fand Gefallen daran und atmete so laut und tief, daß es den andern zu viel wurde und sie sich diese Störung verbaten.

Von den Teufelserscheinungen jedoch wollte Santa Anna nicht lassen. Obwohl ihm Malus mit unendlicher Geduld auseinander setzte, daß der Teufel Wichtigeres zu tun habe, als ihn zu narren, und daß der Teufel recht dumm sein müsse, wenn er meine, daß er Santa Anna durch solche

kindischen Allotria verführen könne, so prallte seine Liebesmüh doch immer an dem harten Stein ab: „Und er narrt mich doch!“

„Warte!“ gelobte sich Malus, „dir will ich die Teufelserscheinungen ad oculos demonstrieren, daß du genug davon haben sollst.“ Der alte Juxbold, der so lange geschlummert hatte, erwachte wieder in ihm und verführte ihn zu ganz dummen Streichen. Fix, wie er in Anschlägen war, hatte er bald einen ausgeheckt.

Als erstes Spukgebiet erwählte er sich Santa Annas Bett. Abends in der Dämmerung, als noch niemand im Schlafsaal war, schraubte er einen Haken über Santa Annas Bett in die Zimmerdecke, zog einen feinen Draht über den Haken und befestigte das eine Ende des Drahtes in seinem Bett, das andere Ende versah er mit einem Angelhaken und befestigte diesen in Santa Annas Bettdecken. Dann ging er ins Studierzimmer hinab und verhielt sich sehr ruhig und äußerst vernünftig.

Da er nun spuken wollte, begab er sich, als die Schlafzeit nahte, eher ins Bett, nahm den Draht in die Hand und wartete ruhig und gefaßt der Dinge, die da kommen würden.

Santa Anna trat zu gewohnter Zeit an. Er bemerkte, daß das andere Bett schon belegt war, und erkundigte sich wohlwollend: „Na, Maluschen, schläfst du schon?“

Und siehe da, kaum hatte er das gesagt, so fing sein Freund eine jener bekannten Schnarcharten an, derer wegen Malus bei den Zimmergenossen so sehr berühmt war.

„Er muß sehr müde gewesen sein,“ hauchte Santa Anna halblaut, zog sich aus und schlüpfte mit dem gewohnten „Hahem!“ unter die Decke.

Andere kamen und begaben sich zur Ruhe. Es wurde allmählich stille ringsumher.

Santa Anna war gerade am Hinüberdrusseln, da war es ihm, als flöge seine Decke davon. Er griff danach, um sie zu halten, aber da war kein Halten — langsam aber sicher hob sie sich höher und höher, bis sie schließlich an der Zimmerdecke hängen blieb.

Er sprang auf, stierte die Decke an der Decke an, rang die Hände und wimmerte: „Ach — ach — ach! Da ist er wieder! Nun hat er mir die Decke weggenommen! Ach — ach — ach!"

„Was ist los?" fragte jemand im Saal, der keine Ahnung von Malus Umtrieben hatte, „was jammerst du?"

„Ach, seht nur, seht nur! Meine Bettdecke hängt oben!"

Sofort erscholl ein vielstimmiges Gelächter im Saal. Niemand glaubte ihm, jedermann dachte, er fasele. Die Dunkelheit im Saal war dermaßen, daß man nicht viel sehen konnte. „Du träumst!" riefen einige. „Der hat wieder sein Alpdrücken!" riefen andere." Mach, daß du ins Bett kommst. Hier spukt es nicht."

Santa Anna aber wanderte zu seinem Freunde Malus, weckte ihn auf und bat kläglich:" Malus! Malus! Wach doch auf! Meine Decke hängt an der Decke."

„Wo? wo?" fuhr Malus aus tiefem Schlafe in die Höhe. „Wo ist sie?" Er rieb sich die Augen, schaute nach oben, rieb sie wieder und sah abermals hin. „Ich sehe ja nichts. Du träumst!" Dann tastete er nach Santa Annas Bett hin und nahm etwas auf. „Da ist sie ja! Auf dem Bett liegt sie, und du stehst daneben." Malus zog die Decke zurecht und schalt dabei: „Abergläubische Menschen machen

immer Not und Unruhe, stören die Eintracht und nachts den Schlaf. Du hast die ganze Studentenschaft aufgeweckt. — Solche Sachen gehen ganz natürlich zu, nur forschen ängstliche Naturen nicht nach; sie reißen lieber den Hals auf und machen Geschrei, klagen den Teufel an, der wahrlich schon schwarz genug ist, und bedenken nicht, daß Menschen auch spuken können!

„Dies war aber der Teufel!" stritt Santa Anna, „denn die Bettdecke ohne Hand aufheben und hoch halten, das kann kein Mensch."

„So—o?" Malus hob die Decke auf und kommandierte: „Marsch hinein und die Gosch gehalten!" Er zog noch alles gerade, stopfte die Enden bei und kroch dann selber in die — Klappe, um im studentischen Jargon zu reden.

Bald herrschte wieder jene anheimelnde Ruhe, in der das Geräusch von zwölf gesunden Lungen, die den Atem einzogen und ausstießen, die müden jugendlichen Glieder einlullte.

Santa Anna hatte sich etwas beruhigt. Natürlich konnten ihm zehn Pferde nicht einreden, daß es mit der Hebung der Decke natürlich zugegangen sei; aber sein Seelenleben hatte sich an solche unerklärlichen Vorgänge gewöhnt. Wer mit den Intriguen des Teufels vertraut ist, der wundert sich schließlich über nichts mehr, denn er weiß Bescheid.

Eben hatte er die Hände zum Schlaf gefaltet — da, was war das? Hob sich die Decke nicht wieder? Richtig! Ganz deutlich spürte er die kühle Luft an den Beinen. Er blieb jedoch ruhig und gefaßt, nahm die Hände von der Decke herunter, damit der unsaubere Geist keinen Widerstand fände, und sah ergebungsvoll zu, wie die Decke sich in der

Mitte höher und höher hob, bis sie an die Zimmerdecke stieß und dort verharrte.

Dann stand er leise auf, trat an Malus Bett und weckte ihn behutsam auf. „Maluschen! Maluschen! Sieh, da hängt sie schon wieder."

„Wo? Ich sehe ja nichts."

„Oben an der Decke."

Malus rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah gespannt zur Decke hinauf. „Richtig, du hast doch recht. Na, wart, dir will ich ja. . ."

„Nein, ach nein, unterbrich ihn nicht," flüsterte Santa Anna erschrocken, „er könnte dir sonst ein Leides tun. Laß ihn machen. Er wird sie wohl wieder herunter lassen."

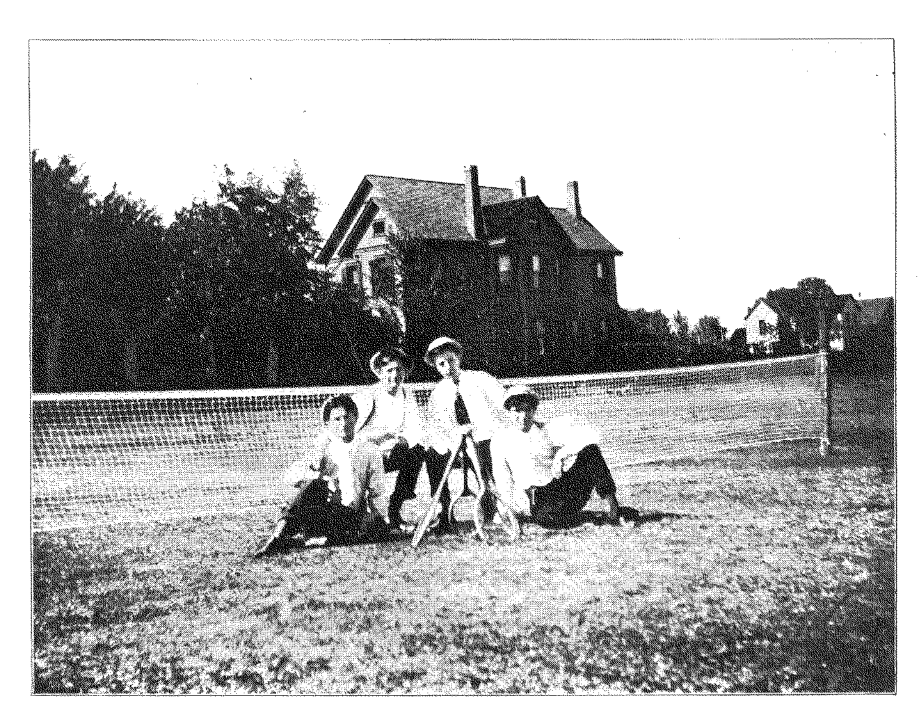
„Von wem redest du?" fragte Malus, erhob sich vom Bette und fingerte in der Dunkelheit am Bette und an der Wand hin.

„Na, vom Teufel."

Da schlug Malus ein fürchterliches Gelächter an, und lachte so lange und so laut, daß sämtliche Schlafgenossen erwachten und sich aufrichteten. „Bist du besessen? Was lachst du?"

„Der Teufel ist wieder los und hat Santa Annas Decke abermals an die Zimmerdecke hoch gezogen. Wir wollen uns den Spaß doch einmal ansehen. Boys, who's got a match?"

In etwa zehn Sekunden leuchteten mehrere Streichhölzer auf. Alle Augen blickten zur Zimmerdecke hinauf und das Unglaubliche war Tatsache: Santa Annas Bettdecke hing an der Zimmerdecke, ohne daß man sehen konnte, wie. Sie sprangen aus den Betten und eilten herbei, um das



Lawn Tennis.

Wunder zu untersuchen.

“Boys” sagte Malus kläglich, „ich muß irgend etwas gegessen haben, denn mir wird ganz wunderlich zu Mute.“ Er schlüpfte in seine Kleider und lief schleunigst hinaus.

„Na, nu sieh mal einer an!“ Elf Studenten standen um das Wunder herum und machten ihren Gefühlen Luft.

„Ja ja! Ich hab vorhin doch Recht gehabt,“ frohlockte Santa Anna, faltete die Hände über der flachen Brust und schaute andächtig zur Decke hinauf.

„Ist ja nicht möglich!“ — „Muß unbedingt optische Täuschung sein.“ — „Nein, es ist wirklich die Decke.“

Sie tasteten daran herum, strichen mehrere Hölzchen an und bewunderten das Phänomen. Bald kam einer auf den Gedanken, die Lampe im Gange anzuzünden und hereinzubringen.

„Ja ja, ihr lacht immer, wenn ich etwas vom Teufel sage, aber nun seht ihr's!“ Santa Anna ging ohne Furcht ganz dicht heran und—stieß mit dem Kopfe an etwas Unsichtbares. „Was ist dies?“ Die Lampe wurde näher gebracht, jedermann tastete in der Luft umher, um das Unsichtbare zu fassen. Santa Anna aber hatte es zuerst in der Hand und rief: „Ach, ein Draht!“ Sie verfolgten den Draht nach unten hin und fanden ihn an Malus Bettstelle befestigt. Als sie ihn lösten, fiel die Bettdecke herunter und legte den Haken in der Zimmerdecke bloß.

„Das sieht dem Malus ähnlich!“ riefen sie.

„Deshalb hat er sich vorhin auch gedrückt.“

„Und dir geschieht es recht,“ wandte sich einer an Santa Anna, der wie auf das Haupt geschlagen dastand

und fast das Atmen vergaß. „Deinetwegen hat er diesen Mumpitz angestellt."

Dann gingen sie wieder zu Bett und lauerten auf einen, der bald kommen mußte. Sie wollten es ihm aber geben!

Er kam lange, lange nicht. Als sie bereits wieder schliefen, schlich er sich auf Zehenspitzen durch das Zimmer hin, der Ecke zu, in der Santa Anna und Malus schliefen, und kroch dort leise unter die Decke. Nur Santa Anna hörte ihn und fragte leise: „Bist du es, Malus?"

„Nein, der Böse!" klang es leise zurück. Dann flüsterte es von Malus Bett herüber. „Haben sie noch viel Elend gemacht?"

„Nein, ich fand bald den Draht."

Darauf wurde flugs und fröhlich geschlafen.

„Dieser miserable Junge!" eiferte Hans Bendix, als er dies nach etlichen Tagen erfuhr. „Hat er mir doch die Jacke vollgelogen! Will er am Ende neue Gnadenmittel erfinden? Ist das eines studiosi theologiae würdig? Solche Hansbunkenstreiche bekehren doch keinen. Na, warte!"

Er ging in Malus Studierzimmer und fragte dort die Zimmergenossen: „Wo ist Malus?"

„Draußen."

„Wo draußen?"

„Vielleicht im Park."

Bendix ging hinaus, blieb auf der Vortreppe stehen, legte die Linke über die Augen und schaute den Park ab. Dort spazierten viele, aber keiner sah aus, als wäre er Malus. Hinten in der Ecke ging einer mit vorgebeugtem Kopfe und mit auf dem Rücken geschlossenen Händen. Das mußte

Santa Anna sein. Bendix ging auf ihn zu, und richtig, er war es.

„Wo ist Malus?"

„Weiß ich nicht."

„War er nicht bei dir?"

„Nein."

„Habt ihr euch denn gezankt?"

„Nein."

Bendix trat neben Santa Anna, paßte sich seinen Schritten an und forschte im Weitergehen: „Hat er dich bekehren wollen?"

Santa Anna lächelte jungfräulich weich. „Ach, nein. Ich bin ja schon bekehrt."

„Aber du huldigst doch noch manchen Schr . . . . Schwächen, wie ich höre, zum Beispiel in der Lehre vom Teufel und seinen Schuppen. Hat er dir nicht die Bettdecke an die Zimmerdecke gezogen?"

„Ja, aber das war doch nur Spaß. Malus liebt gern ein Späßchen. Ich habe es ihm gar nicht übel genommen."

Dies Geständnis paßte Bendix nicht recht in den Kram. „Aber du hast doch zuerst gedacht, es wäre der Teufel."

„Man kann sich ja irren."

„Freilich, errare humanum est. Also dann bist du doch bekehrt von deinem Irrtum. Na, ist gut; ich wollte dem Malus deswegen die Leviten lesen."

„O nein, tu das nicht! Malus ist mein bester Freund; wenn ich ihn nicht hätte, so wäre ich schon längst verzweifelt. Er heitert mich immer wieder auf. Ich habe ihn sehr lieb."

Bendix blieb stehen und schaute sich Santa Anna mit Interesse an. Dies leidenschaftslose Angesicht verbarg am

Ende doch tiefe Gemütsbewegungen, die durch das eigentümliche Ansehen, das Santa Anna unter den Schülern genoß, hervorgerufen wurden. Wem schneidet es nicht schmerzlich in die Seele, wenn er gewahrt, daß man ihn zum Narren hält, ihn uzt, kränkt, verächtlich behandelt? Santa Anna hatte ein menschliches Herz, das sich nach Freundschaft und Liebe sehnte just wie die Herzen anderer Studenten, das durch ein freundliches Wort gehoben und durch eine geringschätzende Miene betrübt wurde.

Der großherzige Bendix wurde gerührt wie immer, wenn ihm menschlicher Kummer nahetrat. Sein gutmütiger Sinn neigte sich plötzlich dem übel mitgespielten Santa Anna zu. Er legte ihm die schwere Hand auf die schmale Schulter und sagte: „Von jetzt an hast du mich auch zum Freund! Armer Mensch, ich habe dich vernachlässigt, was gewiß nicht recht ist. Aber von heute an wird das anders. Wer dich noch einmal uzt, der kriegt es mit mir zu tun. Sie sollen dich in Ruhe lassen oder ich fahre dazwischen, daß das Universum wackelt. Und dein Freund Malus ist ein edler Mensch."

Wie immer, so ging es auch diesmal dem großmütigen Bendix: um zu überwinden zog er aus und kam überwunden nach Haus. Er hatte ganz vergessen, daß er Malus die Leviten lesen wollte, daß Malus ihm vermeintlicher Weise die Jacke vollgelogen und sich eines Studenten der Theologie unwürdig betragen hätte.

Als Bendix die Vortreppe hinaufschnaufte, kam ihm Malus entgegen gehüpft. „Mensch, wo warst du?"

„Im Zimmer."

„Und wo warst du vorher?"

„Bei Stifft.“

„Na, ist gut, daß ich dich nicht gefunden habe, sonst hätte ich dir die Ohren vom Kopfe gerissen. Habe eben mit Santa Anna geredet. Er hat dir den miserablen Streich mit der Decke nicht übel genommen. Das ist ja ein ganz humaner Mensch. Er hält große Stücke auf dich trotz deiner Durchtriebenheit. Du bist die Liebe nicht wert.“

„Du redest wieder wie ein Orakel.“

„Denke über den Sinn meiner Orakelsprüche nach und bessere dich.“

Bendix ging ins College und Malus sah ihm verwundert nach. Dann schmunzelte er: „Pythia auf dem Dreifuß!“ und ging seiner Wege.

Bendix war zur Zeit ein ‚erstklassiger‘ Mensch, soll heißen, er befand sich in der ersten Klasse und war als solcher berufen, ein wenig zum Rechten zu sehen bei den andern. Nach einer Pythia auf dem Dreifuß sah er nun gar nicht aus, dazu war er zu groß und zu stark, auch zu geradeheraus und zu aufrichtig. Er würde sich, wenn er es gehört hätte, den Mumpitz auch ganz entschieden verbeten haben.

Obwohl Bendix ihm Anerkennung gezollt und Santa Anna ihn gelobt hatte, war Malus doch nicht mit seinem Erfolg zufrieden. Santa Anna sah jene Deckenaffaire für einen Scherz an, und damit war alles gesagt; eine belehrende Wichtigkeit maß er ihr nicht bei. Damit, daß sich alles natürlich aufklärte, war lange nicht bewiesen, daß die früheren Erscheinungen ebenfalls natürliche Ursachen gehabt hatten. Alle Liebesmüh war wieder einmal vergeblich gewesen, und das versetzte Malus Hoffnung auf eine schließliche Kur einen empfindlichen Stoß.

Malus war nicht mehr viel mit Santa Anna zusammen. Die Turnübungen unterblieben oftmals und die Spaziergänge beschränkten sich nur auf gelegentliches Zusammentreffen. Der Zögling hatte seinen Lehrer enttäuscht.

Da traten die Weihnachtsferien ein. Viele Schüler verreisten und diejenigen, die zurück blieben, erfreuten sich größerer Freiheit als sonst. Weder Studierzeit noch Schlafzeit wurde strikte inne gehalten; zwei Wochen lang gab es weiter nichts als freie Zeit.

Santa Anna war der einzige aus seinem Zimmer, der zurück geblieben war. Außer den Besuchen seines Freundes Malus, der auch geblieben war, störte ihn fast niemand, und er konnte sich mit ganzer Inbrunst dem Studium widmen. Er studierte denn auch, daß ihm Appetit und Schlaf vergingen, und fand nach einer Woche alle früheren Anzeichen seiner Dyspepsia unverkürzt wieder. Die Augen lagen ihm tief in den Höhlen, die Gesichtsfarbe war weißlich-grau und ausdruckslos, und beängstigende Träume quälten ihn am hellen Tage.

Wenn Malus dann kam und sich nach seinem Ergehen erkundigte, hörte er die alten Klagelieder.

„Du mußt unbedingt wieder turnen.“

„Ach, mich friert draußen so sehr.“

„Dann geh doch zum Arzt.“

„Gegen den Teufel kann er nicht helfen.“

„Quält dich der schon wieder?“

„Ach, so sehr! Manchmal wirft er mir die Bücher vom Tisch auf den Boden oder er verschlägt mir meinen Text, daß ich ihn nicht finden kann; alle Augenblicke tut er mir etwas zu Leide.“

„Ach, das bildest du dir nur ein.“

„Nein, es ist wahrhaftig so.“

„Die Bücher hast du selber unbewußt vom Tisch gestoßen und der Text verschlägt sich leicht, wenn das Buch neu ist.“

„Ja, du bist ein Aufgeklärter, der nicht mehr an den Teufel glaubt. . .“

„Das tue ich auch nicht. Das darfst du auch nicht tun.“

„Alle unsre alten Kirchenlehrer, zum Beispiel Augustin und andere sind vom Teufel angefochten worden.“

„Ihre Anfechtungen waren oftmals nur papistische Träume oder die Folgen eines bösen Gewissens.“

Malus belehrte und Santa Anna redete dagegen wie sonst auch. Das Ergebnis war wie sonst auch: Santa Anna verharrte bei seinen Einbildungen und Malus lachte ihn aus.

Eines Abends saßen sie lange zusammen und sprachen darüber. Sie lasen in den Kirchenvätern nach, was diese über die Anfechtungen des Teufels zu sagen haben, und kamen zu der Ueberzeugung, daß es allerdings derartige Anfechtungen giebt, und daß jeder Christ mehr oder minder darunter zu leiden hat; daß es sich bei diesen Anfechtungen um ‚Mißglauben, Verzweiflung, Schande und Laster‘ handelt, und waren soweit ein Herz und eine Seele. Als aber Malus Santa Annas Anfechtungen unter ‚Mißglauben‘ eingruppieren wollte und ihm sagte, daß der Teufel ihm einbilde, er werde vom Teufel genarrt, um ihn in seinem Aberglauben zu befestigen, da wehrte sich Santa Anna mit Händen und Füßen gegen diese Auslegung. Aberglaube sei ja Unglaube, und er, Santa Anna, sei ein strenggläubiger

Mensch ohne die geringste Beimischung von Aberglauben oder ‚Mißglauben'. Da sagte Malus: „Blinder Pharisäer!" gab die Belehrung auf, ging hinaus, wünschte Gute Nacht und ließ sich nicht mehr sehen.

„Ich habe doch recht und er hat unrecht," beruhigte sich Santa Anna und beugte sich wieder über seine Bücher.

Um elf Uhr etwa, als die Mitschüler fast alle im Bett waren, tat sich plötzlich die Tür zu Santa Annas Zimmer leise auf und herein trat etwas ganz Ungeheuerliches: Eine aufrechte Gestalt war es, anzusehen wie ein Mensch, und doch einem Menschen ganz und gar unähnlich, denn sie hatte Hörner auf dem haarigen Haupte und Klauen an den Händen; im übrigen sah sie schwarz aus wie die Nacht.

Santa Anna wußte sofort um das Ungetüm Bescheid. Er erhob sich und starrte das Ungeheuer an, das langsam näher kam und die Hände ihm entgegen streckte, als wolle es ihn fassen.

Santa Anna wich zurück, etwa in demselben Tempo, in dem sich das Ungeheuer näherte. Aber es hat in dieser Welt alles Maß und Ziel. Santa Anna spürte zuletzt, daß er mit dem Rücken an der Wand stand und daß ihm der fernere Rückzug total abgeschnitten war. Da drückte er die Hände zusammen und flehte: „Ach, lieber Teufel, tu mir nichts. Ich habe doch nie etwas Böses getan."

„Du hast doch!" antwortete ihm eine entsetzlich grobe und unangenehme Stimme. „Du hast mich verklatscht. Du hast dem Malus erzählt, daß ich dir deine Bücher vom Tisch gestoßen und dir den Text verschlagen habe, während du es selber gewesen bist. Du hast all diese Zeit hindurch die Hirngespinste deines verdorbenen Magens mir in die

Schuhe geschoben. Das laß ich mir nicht gefallen. Komm!"

„Nein, nein, nein!" schrie Santa Anna in Todesangst auf, wand sich, bückte sich und kroch unter den Tisch, der in der Nähe stand. „Ich will es auch nie wieder tun — laß mich — — Ich tu es gewißlich nie wieder." Und als das Ungeheuer sich bückte, um ihn unter dem Tisch heraus zu holen, faltete er die Hände und fing an zu beten.

Wie der Wind sauste das Ungeheuer zur Tür und aus dem Gebäude hinaus. Santa Anna hörte ganz deutlich, wie es mit seinen Pferdefüßen auftrampste.

Santa Anna verharrte noch eine Weile lauschend unter dem Tisch, kroch dann, als alles still blieb, hervor und seufzte erleichtert: „Das Beten vertreibt ihn!"

Es geschah nach diesem nichts Auffallendes mehr. Aber Santa Anna ging trotzdem erst gegen Viere zu Bett; so lange hatte er sich mit Lesen und Beten das Grauen vertrieben.

Am andern Morgen kam Malus angeschlendert. „Na, du siehst ja so angegriffen aus. Hast du wieder Anfechtungen gehabt?"

„Ja! Ganz schrecklich war es." Santa Anna erzählte wahrheitsgetreu, wie es dabei hergegangen war. Malus verzog keine Miene. Als Santa Anna geendet hatte, erhob er den Drohfinger: „Habe ich dir nicht schon immer gesagt: Du siehst noch so lange den Teufel, bis er einmal wirklich kommt?"

„O, es war gräßlich!" rief Santa Anna in schauerlicher Erinnerung.

„Nun befolge meinen Rat: Unterlaß das dumme Studieren in der Ferienzeit und geh mit mir spazieren. Wenn das Wetter gut ist, turnen wir wieder. Und was die Teu-

felserscheinungen betrifft, die du dir immer eingebildet hast, so hoffe ich, daß du in Zukunft davon kuriert bist."

„Ja, ich habe ihm ja versprochen, daß ich es nie wieder tun will."

Sie gingen fortan wie früher zusammen und Santa Anna lebte sichtlich wieder auf.

Nur Malus fühlte sich nicht wohl dabei. Es war ihm immer, als müsse er Santa Anna etwas gestehen. Als er wähnte, annehmen zu dürfen, daß Santa Anna für immer von seiner Einbildung kuriert sei, und als sie sich wieder einmal von der Erscheinung des Ungeheuers unterhielten, gestand Malus: „Du, das war ich!"

Santa Anna schaute ihn belustigt an und sagte mit Lachen: „Ja, du willst wieder Spaß mit mir treiben."

„Nein, keinen Spaß. Ich bin ganz im Ernste. Als ich an jenem Abend von dir ging, holte ich mir vom Hausverwalter ein paar Kuhhörner, die ich an einer Pelzmütze befestigte und mir dann auf den Kopf setzte; ein Paar Pelzhandschuhe gab er mir auch, und dann ging ich zu dir."

„Geh, du willst mich narren!"

„Komm, der Hausverwalter soll dir die Hörner zeigen."

Und als Santa Anna die Hörner sah, überzeugte er sich, daß es genau dieselben Dinger waren, die der Unhold an jenem Abend auf dem Kopfe getragen hatte.

„Dann ist ja alles nicht wahr!"

„Wie sollte es? Denkst du, der Teufel würde so mit dir spielen?"

„Dann hast du wieder einmal deinen Jux mit mir getrieben und der Teufel ist mir gar nicht böse. Sieh, es war mir doch, als hörte ich dich lachen beim Hinausgehen."

„Ich konnte mir ja nicht helfen. Du sahst in deiner heillosen Angst gar zu komisch aus. Hoffentlich siehst du jetzt auch ein, daß alle deine Teufelserscheinungen weiter nichts als Einbildungen waren."

„Noch lange nicht! Die waren alle echt."

„Santa Anna! Mir steht der Verstand still."

„Die waren alle echt, denn nachher ist niemand gekommen und hat mir gesagt, daß sie von Buben angestiftet wurden."

„Aber, ich bitte dich! Du glaubst den Kohl doch nicht im Ernste?"

„In vollem Ernste! Ja, nun weiß ich erst recht, daß sie echt waren."

Malus staunte und staunte, trat weiter zurück und staunte wieder. Dann kam er näher und sagte merkwürdig ergriffen: „Du! Als die andern sagten, dir säße eine Schraube los, tatest du mir leid. Wenn die meisten mich auch für einen losen Vogel halten, so bin ich doch sehr — weichherzig. Es jammerte mich, daß du so einsam unter den Studenten lebtest und daß du durch deine vielen Verschrobenheiten ihnen Anlaß zum Lachen gabst. Ich gab mir weidlich Mühe, dich von deinen Einfällen und Verschrobenheiten zu heilen, und dachte schon, ich hätte gesiegt. Aber nun sehe ich, daß alles umsonst gewesen ist. Dir ist nicht zu helfen, das ist mir jetzt vollkommen klar. Ich gebe es auf. Wat en Schäper is, dat bliwt en Schäper. An dir ist Hopfen und Malz verloren."

Sprach's, wandte sich ab und ließ Santa Anna stehen. . . . . . .

Santa Anna ist, so weit es dem Erzähler bekannt ist,

sich immer gleich geblieben. Zwar haben noch andere ihre Erziehungskünste an ihm versucht, aber der Erfolg war gleich null. Er hat lange studiert, wurde dann auf Probe einem Pastor überwiesen, der ihn bald wieder entließ. Er war nicht zu gebrauchen.

Die Landpomeranze.

Man verwunderte sich über seine Schlankheit. Manche sagten: „Wie eine Bohnenstange!" Andere: „Wie ein Peitschenstiel!"

Wenn zu Anfang des Semesters die „Frischlinge" kamen, war man ja auf allerlei Kuriositäten gefaßt, aber der „lange Labammel" überraschte sie dennoch. Die Arme bewegten sich, als wären sie aus Draht geformt, und die Beine sahen wegen ihrer Dünne fast doppellang aus. Fleisch schien bei ihm eine Rarität zu sein. Das Gesicht bestand aus Haut und Knochen, und die Haut hatte keine gute Farbe. Die träumerischen Augen lagen tief im Kopfe. Der Mund war breit und häßlich. Die lange Nase war spitz wie ein „Griffel." Die Kleider hingen lose um den schlaffen Körper; bei ihrer Auswahl schien kein Schönheitssinn gewaltet zu haben.

„Wie soll man da bei der mageren Collegekost etwas 'ranfüttern!" jammerte der Tischinspektor für sich. „Man könnte ihn in einen Knoten schlagen und auf die Leine hängen", sagten die Spottvögel.

Er selber sagte nichts. Er merkte, daß sie alle auf ihn sahen, daß ihre Augen verstohlen ihn suchten und an seinen unschönen Gliedern hängen blieben. Darum drückte er sich

gern um die Ecke, blieb alleine, ging den andern aus dem Wege.

Jedermann hatte eine Bemerkung über seinen Körper auf der Zunge, und die meisten äußerten sie auch bei sich bietender Gelegenheit. Es lag keine Anerkennung, keine Aufmunterung, keine Liebe in diesen Aeußerungen, nur Staunen, Verwunderung, Mißbilligung, Kritik. Deshalb mied er schon vom zweiten Tage an die Schüler.

Da, wo er herkam, war sein Körper nicht so aufgefallen. Sie nannten ihn wohl lang und schlank, lächelten ihn jedoch an, redeten und spielten mit ihm und ließen ihn Mitmensch sein; hier auf dem College, wo sie alle Pastoren werden wollten, war das anders.

Den Namen „Landpomeranze“ trug ihm ein Vorfall in der Stunde ein. Der Professor fragte ihn, in welchem Verhältnis die Form amo zu amare stände, und machte ihn damit ungeheuer verlegen. Abstrakte Begriffe waren ihm unverständlich. Er stotterte denn auch: „Ich weiß nicht, was ein Verhältnis ist.“

„Dann sind Sie aber noch sehr grün“, sagte der Professor, der da wähnte, seine Grobheit sei witzig. Die Klassengenossen lachten denn auch, wie es der Professor erwartet hatte, aber der Gefragte hätte sich am liebsten verkriechen mögen.

„Wo kommen Sie denn her?“ forschte der Professor.

„Aus Hilldale.“

„In welchem Staate liegt denn dies berühmte Hilldale?“

Er nannte seinen Staat, sprach ihn aber so ungeschickt aus, daß die Mitschüler in ein großes Gelächter ausbrachen.

Der Professor wehrte es ihnen nicht, sondern lachte mit. „Was für Schule haben Sie da gehabt?“ examinierte der Professor weiter.

„Ich ging bei unsem Preester in die Schul“, versetzte der Lange mit einem Anklang ans Pommersche.

„Preester? Sie meinen wohl Pastor. Weiß der Kerl noch nicht einmal den Unterschied von Priester und Pastor! Da ist es denn kein Wunder, daß er nichts von einem Verhältnis weiß.“ Dann kam ein grobes Wort, das ihn mit einem vierbeinigen Tier auf gleiche Stufe stellte. „Was doch die Herren Pastoren hier herschicken, damit wir Pastoren aus diesen Heuochsen machen sollen!“

Dieser feinfühlige, gebildete Mann erblickte in jedem Rekruten etwas Bovinisches. Diejenigen, die bereits durch seine Mühle gegangen waren, wußten es und fanden es spaßhaft; die Neuen dagegen wurden durch seine Grobheit stumm und dumm gemacht.

„Sie sind ja eine wahre Perle der sogenannten Landpomeranzen!“ schloß der Herr Professor das Examen und wandte sich an den Nebenmann: „In welchem Verhältnis steht amo zu amare?“

Dieser wußte es auch nicht. Auch viele andere konnten ihm nicht sagen, daß es die erste Konjugationsform vom Infinitiv sei. Sie genossen sämtlich die Wohltat seines Unterrichts im Latein erst seit etwa einer Woche.

So war der Lange zu einem Namen gekommen, den er lange Zeit behielt.

Er wußte nicht, was eine Pomeranze ist, und regte sich nicht darüber auf. So viel aber hatte er schon gemerkt, daß mit dem Begriff ‚Land‘ oder vom ‚Lande‘ etwas Dummes und

Täppisches zusammen hing, und nun schämte er sich, daß er auf dem Lande aufgewachsen war.

Auch am Tisch wurde er gemaßregelt. In seines Vaters Hause hatte ihm niemand das laute Schmatzen abgewöhnt. Hier galt es als unanständig, wenn man die Lippen beim Kauen geräuschvoll auseinander zog. Wieder und wieder belehrte ihn einer, daß man mit geschlossenen Lippen kauen müße. Er brachte es nicht ganz fertig und schämte sich dermassen, daß er die Speisen oftmals ungekaut verschlang.

Nach guter Landsitte schmierte er seine Schuhe am Sonntagmorgen mit dem Schweinefett, das ihm die Mutter fürsorglich mitgegeben hatte. Die Zimmergenossen sahen es und mäkelten darüber. Wichse kannte er nicht, ließ sich aber über die glanzfördernde Bestimmung der Wichse belehren und gebrauchte sie fortan nach Anweisung. Auf seinen derben Schuhen nahm sie sich wie schäbige Eleganz aus. Die andern spöttelten und rieten ihm, sich neue Schuhe zu kaufen. Er schrieb um Geld nach Hause. Da antwortete die Mutter: Wenn den feinen Herren im College seine dauerhaften Schuhe und das schöne Schweinefett nicht behage, so solle er nur wieder heim kommen und auf der Farm arbeiten. Sie weine sich ohnehin seiner Abwesenheit wegen oftmals die Augen rot.

Seine unverdorbene Treuherzigkeit und ländliche Aufrichtigkeit waren schuld daran, daß er diesen Brief einem Zimmergenossen zeigte. Der fand ihn lächerlich und sagte es auch den andern. Nun kam zu der Landpomeranze auch noch das ‚Muttersöhnchen' und anderes.

Da war sein Entschluß gefaßt: Ich gehe heim! Seiner Seele stellte er die roten Augen der Mutter vor samt dem



Beim Wassermelonen-Schmaus.

friedlichen Farmhause, den Ställen, dem Vieh, dem vertrauten Gehöft, den Fenzecken, worin wilder Wein wuchs und Eichhörnchen hausten. Und hier lachte man über ihn, schalt ihn, mäkelte an allem, was er tat oder trug — der Professor beschämte ihn vor der ganzen Klasse und die Mitschüler spotteten. Alles war so fremd, so unbehaglich, so unfreundlich und beklemmend. Sogar über den Brief seiner lieben Mutter lachten sie.

Ganz wundersam griff es ihn ans Herz. Er schlich sich in den Schlafsaal, überzeugte sich, daß niemand darin war, schloß die Tür ab, setzte sich auf sein Bett und weinte seinen Schmerz in lauten Tönen aus.

Ueber zweihundert Schüler waren da, aber unter ihnen gab es keinen, der ihn verstand, der freundlich zu ihm redete, dem er sein volles Herze hätte ausschütten können, keiner der ihm Trost zusprach, der ihn unter Menschen einen Menschen sein ließ. Er konnte doch nicht dafür, daß er so lang und eckig gewachsen war, daß seine Nase so lang und seine Beine so dünn waren, daß er von einem Verhältnis nichts wußte und grammatisch unrichtig redete. . . .

Es tat ihm so wohl, sich einmal ordentlich ausweinen zu dürfen, ohne daß sie es hörten und vielleicht wieder über ihn spotteten.

Vom Schlafsaal führte eine Tür in ein kleines Eckzimmer, das sich etliche aus den höheren Klassen zur Schlafstätte auserlesen hatten. Diese Tür tat sich bei einem lauten Jammerton aus seiner Kindesbrust auf und ein Student mit einem niedlichen Schnurrbart trat bestürzt heraus, sah dem Weinenden eine Weile zu und kam dann näher.

„Was ist los?“ fragte er mit einer Stimme, der man sofort das Mitgefühl anhörte.

Die Landpomeranze war über diese unerwartete Störung so erschrocken, daß sie kein Wort über die Lippen brachte, daß sie mit dem Rockärmel verzweifelt in den Augen rieb und vor einem niederschmetternden Schamgefühl nicht aufzublicken vermochte.

Der Jüngling mit dem Schnurrbart legte ihm eine weiche Hand auf das wulstige Haar, streichelte ihm den Kopf und sagte: „Armer Bursch! Du hast gewiß Heimweh, nicht wahr?“ Dann ließ er sich auf das Bett nieder, legte dem Weinenden den Arm um den Nacken und zog den Kopf an seine Brust. „Ich hatte Kopfweh und lag auf meinem Bett. Da hörte ich dich weinen. Du bist gewiß ein Neuer, noch nicht lange hier, was?“

Der Lange hatte bereits so viel Mut gesammelt, um bejahend nicken zu können.

„Wie heißt du denn?“

Der Lange nannte seinen Namen, der mit dem ganz gewöhnlichen Namen Fritz anfing.

„Also Fritz heißt du. Nun, Fritz, sei nur getrost. Heimweh ist ein bitteres Weh, aber wir alle müssen es kosten und überwinden. Studiere nur fleißig und bete dabei, so wird es schon besser werden.“

Fritz wurde abermals examiniert, aber in einem ganz andern Tone als von dem Professor. Er mußte von Vater und Mutter berichten, mußte angeben, wie viele Brüder und Schwestern er habe und wie alt sie seien und wie sie alle heißen. Dann war der Jüngling mit dem Schnurrbart noch nicht befriedigt. Er fragte, wie viel Land der Vater besitze,

womit er die Aecker bestelle, über wie viel Vieh der Vater verfüge und wie die Tiere alle heißen. Und da kam es wie ein freudiger Schimmer in Fritzens Augen. Er wurde ganz zutraulich und erzählte alles, wie er es seiner Mutter erzählt haben würde, ohne irgend welche Skrupel über etwaige grammatische Unrichtigkeiten in Sprache und Ausdruck. Auch von der Mutter Brief erzählte er und wie gut seine Mutter sei, wie sie für ihn denke und sorge. Und daß der Vater ein großes Opfer gebracht habe, als er es zugab, daß Fritz, sein Aeltester, auf das College ginge und Pastor studiere, und so der Dinge noch viel.

Der Jüngling mit dem Schnurrbart hörte aufmerksam zu und interessierte sich für alles, was Interesse für Fritz hatte, zeigte auch ein erstaunliches Verständnis für Farmangelegenheiten, so daß Fritz sich wie zu Hause fühlte und gar nicht mehr daran dachte, daß er das College verlassen wolle.

Schließlich sagte der Jüngling: „Ich werde dich öfter einmal besuchen in deinem Zimmer, und dann gehen wir beide spazieren und du erzählst mir von Zuhause. Und wenn du einmal nicht Bescheid weißt, so frage mich nur, ich will dir schon Antwort geben. Und wenn die andern dich einmal necken, so nimm ihnen das nicht übel; sie überlegen sich ihre Worte nicht immer und meinen es nicht schlimm. Wenn sie Spaß über dich machen, so lache darüber, und sie werden es bald lassen. Bedenke, es sind junge Leute, manche sogar noch sehr jung.“

Fritz versprach alles, ging mit dem Jüngling hinab in sein Zimmer und zeigte ihm alles, was er an irdischen Schätzen besaß. Und wie merkwürdig! Die Zimmergenossen lachten nicht ein bißchen, wenn er einmal unrichtig re=

dete. Offenbar hatten sie gewaltigen Respekt vor dem Jüngling mit dem Schnurrbart, obgleich er zu allen freundlich war und nicht ein einziges Wort des Tadels äußerte.

Als der Jüngling mit dem niedlichen Schnurrbart ging, fragten die andern: „Wie kommst du denn dazu, ihn zum Chum zu haben?“

Er sagte nichts, lächelte aber vergnügt, das erste Lächeln, das man an ihm wahrnahm.

Später fragte er einen im Vertrauen: „Wer ist der Mann mit dem Schnurrbart?“

„Modice“, antwortete der Schüler, „Modice.“

So viel ahnte Fritz schon, daß Modice ein lateinisches Wort war, aber seine Bedeutung kannte er nicht. Jedenfalls war es ein studentisches Ulkwort, wie sie deren so viele hatten. Selten wurde jemand mit seinem wirklichen Namen angeredet, immer mit der Spitzmarke, die der Einfall des Augenblicks oder das Ergebnis eines Vorfalles oder studentischer Unsinn einem angehängt hatte. Und wie sich die Dinger dann verbreiteten! Nach etlichen Tagen wurde der Betreffende im ganzen College nur mit der Spitzmarke begrüßt, und niemand nahm es übel. So war er zu der Landpomeranze gekommen, die ihm aber noch nicht behagte.

Also Modice hieß sein neuer Freund, so weit sein einziger Freund unter den Schülern.

Er schrieb es seiner Mutter hin. Sein Freund Modice sei ein sehr freundlicher und sehr aufrichtiger Mensch, und er liebe ihn wie einen Bruder. Modice habe auch der Mutter Brief gelesen und danach gesagt: „Du hast eine gute Mutter!“ Er, Fritz, wisse es ja schon lange, aber es freue ihn mächtig, daß auch andere so dächten. Ja, es wäre jetzt

schon besser auf dem College, und die Studenten hätten gewaltigen Respekt vor seinem guten Freund Modice.

Nach etwa einer Woche schrieb die Mutter, ein guter Freund sei Goldes wert. Sie lege ihm Geld bei, dafür solle er seinem guten Freund doch etliche Cigarren oder sonst etwas Schönes kaufen. Und es freue sie sehr, daß es auf dem College auch gute Menschen gebe. Eigentlich sollten sie alle gut sein, denn sie wollten doch einmal alle Pastoren werden. Aber es werde auf dem College wohl sein wie sonst auch in der Welt: manche sind gut, manche sehr gut, andere taugen nichts. So sei ja schon unter den Jüngern des Heilandes ein Judas gewesen.

Das Geld steckte er in die Tasche und ging hinunter in den Park, um seinen Freund Modice zu suchen. Es war just Freizeit und schönes Wetter obendrein; da war es die Pflicht eines jeden Zöglings, Natur zu kneipen.

Auf dem Rasen spielten etliche Schüler. Jeder hatte einen hölzernen Hammer in der Hand, womit er nach einer hölzernen Kugel schlug. Manche schlugen die Kugel mit einer solchen Kraft, daß sie weit wegkräuselte. Fritz wußte nicht, daß das Spiel Croquet hieß. Als die Kugel einmal in seine Nähe geflogen kam, wandelte ihn seine alte Gefälligkeit an. Er nahm die Kugel und warf sie dem Schläger zu. Da wurde dieser grob und schalt ihn einen Dummerjan. Er solle sich das nicht wieder unterstehen und in Zukunft die Kugel liegen lassen, wo sie liege. Er verderbe das ganze Spiel.

Eingeschüchtert und beklommen drückte er sich davon. So gut hatte er es gemeint, und nun war es verkehrt gewesen. Deutlich hatte er gehört, wie einer von ihnen ihn ent-

schuldigte: „Das ist die Landpomeranze. Was willst du anders von ihr erwarten?"

Nun hatte er nicht mehr den Mut, Freund Modice aufzusuchen. Unter den Bäumen, hinter den Büschen schlich er sich hin, wo ihn die Anwesenheit der Studenten nicht so sehr störte. Am Zaun wuchs der Rasen wie Samt. Dort ließ er sich nieder und wartete auf das Läuten der Abendglocke, die zum Eßen rief; denn Hunger spürte er fast immer.

Nicht weit von ihm war die Pforte, die auf den Weg zur Stadt führte. Nicht lange, so sah er seinen Freund Modice aus der Stadt zurück kommen. Ein anderer Student, den er nicht kannte, begleitete Modice. Wäre Modice allein gewesen, so hätte sich Fritz den Mut genommen, ihn anzureden, aber nun sah er von dem Wagestück ab.

Modice jedoch hatte ihn erblickt, kam sogleich auf ihn zu und fragte: „Bläst du wieder Trübsal? Du mußt nicht so alleine herumsitzen. Salomo sagt: Wehe dem, der allein ist."

„Wohl noch etwas scheu," mutmaßte der Begleiter Modices, der auch herzu getreten war.

Fritz sprang auf und vergaß alle Schüchternheit. „Meine Mutter hat geschrieben und läßt dich grüßen," wandte er sich an Modice.

„Danke, danke. Grüße sie wieder. Aber, Fritz, du mußt nicht so alleine herumsitzen."

„Hast du keinen Kameraden?" erkundigte sich der andere.

Da ging es tingeling! Die Eßglocke.

Von allen Seiten des Parkes eilten die Schüler dem

Speisesaal zu, hurtig und behende als ginge es zu einem Freudenmahl. Die Croquetspieler warfen die Hämmer hin, ließen die Kugeln liegen, wo sie lagen, und eilten den andern nach. Die Glocke rief und der studentische Appetit trieb; da war die Eile erklärlich.

„Komm nach dem Eßen in mein Zimmer," sagte Modice zu Fritz und ging dann mit seinem Freund dem Speisesaal zu. Pünktlichkeit in allen Dingen, auch im Erscheinen bei Tische war des Colleges eiserne Regel: Junge Männer, die einst andern als Vorbilder in allen Dingen dienen sollen, müssen zur Pünktlichkeit erzogen werden.

Fritz hatte auch schon gelernt, daß Pünktlichkeit ein Prinzip im College war, und eilte den andern nach. Bei ihm bildete der allzeit begehrende Magen noch eine besondere Triebkraft.

Nach der Abendmahlzeit ging er zögernd in Modices Zimmer hinüber, zögernd, denn dort vermutete er fremde Menschen, die vielleicht wieder seine Länge oder seine Hagerkeit zur Zielscheibe ihres Spottes machten. Fast meinte er schon, beim Eintritt hören zu können: „Die Landpomeranze!"

Es war außer Modice niemand drin. Modice hieß ihn sich setzen, zündete dann die Pfeife an und ließ sich an seinem Tisch nieder. „Nun, Fritz, hat's geschmeckt?"

Da mußte Fritz lächeln. Mit dem ‚Schmecken' hatte es nie Not. „Ich meine, du bist schon dicker geworden," fing Modice die Unterhaltung an. Fritz lachte vergnügt. Nichts Wonnigeres konnte man ihm sagen. „Nur guten Mut gehabt, tüchtig gegessen und fleißig studiert! Es wird immer besser werden. — Wie es mir vorhin schien, wolltest du mir noch etwas sagen. Der andere, der bei mir war,

hinderte dich wohl an der Vertraulichkeit. Wenigstens schien es mir so. War's nicht so?"

„Ja!" schmunzelte Fritz. „Meine Mutter mag dich so sehr leiden, weil du freundlich zu mir bist."

„Hast du ihr davon geschrieben?"

„Ja. Sie schreibt, du bist Goldes wert. Sie schickt mir auch Geld, dafür soll ich dir Cigarren oder etwas Schönes kaufen. Was willst du haben?"

Modice lachte laut und vergnügt. „Deine Mutter ist eine prächtige Frau, Fritz. Du kannst stolz auf sie sein. Grüße sie recht herzlich von mir. Sage ihr, ich lasse für die gute Meinung und für das zugedachte Geschenk herzlich danken, herzlich, verstehst du? Aber das Geschenk brauche ich nicht. Cigarren rauche ich nur bei festlichen Gelegenheiten, weil sie mir zu teuer sind, und sonst habe ich alles Nötige. Also ich danke herzlich für den guten Willen; der tut mir wohler als das beste Geschenk. Aber gut ist es doch, daß sie das Geld geschickt hat. Dafür kaufen wir dir etwas Neues, zum Beispiel einen Hut. Dein Hut ist ja ganz hübsch für seinesgleichen, aber du wirst wohl schon bemerkt haben, daß die andern eine andere Sorte tragen. Die Moden sind hier unten ein wenig anders als da im weiten Westen. Wie viel Geld hast du denn?"

„Einen Dollar hat sie geschickt."

„So viel? Das reicht ja beinahe für den Hut. Wie viel Geld hast du denn sonst noch bekommen?"

„Es mögen wohl an die acht Dollars sein."

„Schön, sehr schön, das ist vollkommen genug. Nun kaufen wir zu dem Hut auch noch ein Paar Schuhe. Dein

neuer Anzug ist ja recht schön, wenn du ihn gut bürstest. Das tust du doch?"

„Ich habe keine Bürste."

„Sieh, dann kaufen wir auch eine Bürste. Und weil du doch so ungeheuer viel Geld hast, kaufen wir auch noch etliche Kragen und etliche Halsbinden, damit du Abwechslung hast. Was du da anhast, ist ja sehr schön, aber hier sind die Moden etwas anders. Schreib das deiner lieben Mutter, daß hier die Moden etwas anders sind, und daß man sich etwas danach richten muß, sonst sieht man vor den andern so — so — sonderbar aus. Und wenn sie dann wieder Geld schickt, so läßt du dich in der neuen Mode abnehmen und sendest ihr ein Bild hin. Wird sie aber Augen machen über deine nette Veränderung! Du hast so treue und aufrichtige Augen und blickst so unschuldig drein, daß man dich hübsch finden muß. Schäme dich doch nicht der Gestalt und der Züge, die dir der liebe Gott gegeben hat! Vor dem lieben Gott und vor mir bist du hübsch. Und deine liebe Mutter glaubt gewiß, daß es in der ganzen Welt keinen hübscheren Jungen giebt als dich. Deswegen braucht man nicht eitel zu sein; man soll das, was Gott gegeben hat, aber dankbar anerkennen. Meinst du nicht auch?"

„Ja!" hauchte Fritz gerührt. Sein junges Herz schlug dem Manne, der so herzinnig und schonend mit ihm redete, im Sturme zu. Was für ein prächtiger Mensch war doch dieser Modice! Gleich heute abend noch würde er seiner Mutter alles schreiben.

„Und dann noch eins," fuhr Modice ruhig fort. „Mir tut es so leid, wenn ich dich immer so einsam sitzen sehe. Hier giebt es so viele Jungen, und auch recht tüchtige, treue

und aufrichtige Kerle darunter, zum Beispiel den Haber, der in diesem Zimmer wohnt. Kennst du ihn?"

„Er sitzt neben mir in der Klasse."

„Hast du schon mit ihm geredet?"

„Nein, ich — ich — getraute mich nicht."

„Das ist ein feiner Junge, etwas kleiner als du und etwas dicker, auch wohl noch etwas jünger, aber treu wie Gold. Er ist arm, aber das schadet durchaus nichts; arme Studenten werden gewöhnlich die besten Prediger. Das wäre ein Freund für dich, Fritz. Aber ein feiner! Mit dem mußt du bekannt werden."

„Wo ist er?" fragte Fritz mit glänzenden Augen. Ein Mensch, den Modice herausstrich, mußte ja ein wahrer Engel sein. Er spürte, wie sein junges Herz dem Haber zuschlug.

„Draußen. Komm, wir suchen ihn und dann mache ich dich mit ihm bekannt."

Modice nahm den Hut und ging hinaus, Fritz folgte ihm. Es war halb sieben, als Modice nach der Uhr sah. Um Sieben begann die Studierzeit, wo dann sämtliche Schüler in ihren Zimmern bei den Büchern sitzen mußten. Also noch eine halbe Stunde Freizeit.

Sie gingen die Gänge entlang und blickten jedem, der ihnen begegnete, ins Gesicht. Viele kamen und gingen, aber Haber war nicht darunter. Endlich fanden sie ihn unter einem Baum auf dem Rasen sitzen. Er stand respektvoll auf, als Modice ihn anredete: „Haber! Dieser junge Mann heißt Fritz und ist dein Klassengenosse — ein netter, treumeinender Mensch. Er fühlt sich so einsam wie du auch. Macht euch mit einander bekannt, geht spazieren und erzählt

euch, wo ihr herkommt, was ihr getan habt und so weiter. Ich bin überzeugt, ihr werdet Gefallen an einander finden und gute Freunde werden. Nicht war, Fritz?"

„O ja!" Man hörte es seiner Stimme an, daß er aufrichtig um die Freundschaft des andern werben würde.

„Nun, dann vorwärts und nicht so schüchtern sein!"

Modice ging und ließ die beiden allein.

Sie standen eine Weile stumm und betrachteten sich. Modice hatte es milde ausgedrückt, als er Haber ‚etwas kleiner' nannte, denn Haber war bedeutend kleiner, fast um anderthalb Kopfes Länge. Haber sah zu Fritz hinauf und Fritz zu ihm hinab. Trotz Modices Anpreisungen wandelte Fritz doch wieder sein altes Mißtrauen an. Wie, wenn Haber wußte, daß er die Landpomeranze hieß? Wie, wenn Haber in Gedanken über Fritzens Länge und häßliche Magerkeit Glossen machte? Diese Gedanken schüchterten ihn dermaßen ein, daß er unbewußt rückwärts wich, weiter von Haber ab.

„Du bist aber schön groß!" verwunderte sich Haber über seinen Klassengenossen.

Fritz trat wieder einen Schritt näher. „Ja, eigentlich seh ich für mein Alter zu groß aus; ich bin erst achtzehn Jahre."

„Und ich bin siebzehn."

„O, dann kannst du noch wachsen," tröstete Fritz und fühlte sich dem andern ein ganz wenig überlegen.

Haber schien der Trost zu gefallen, denn er trat auf den andern Fuß und lächelte wie einer, der sich geschmeichelt fühlt. „Wollen wir nicht ein bißchen spazieren gehen?"

„Wenn du willst! Hier gehen sie ja alle. Aber sie soll-

ten nur pflügen und eggen und Stumpfen ausroden, dann würden sie starke Knochen kriegen.“

„Bist du stark?“ erkundigte sich Haber.

„Nicht sehr, aber einen Sack voll Weizen kann ich mir alleine aufladen und in die Granery tragen. Kannst du das auch?“

„So stark?“ verwunderte sich Haber. „Das sieht man dir aber nicht an.“

Fritz schrumpfte sichtlich zusammen. Sobald man ihn an sein Aussehen erinnerte, war alles vorbei. Er erwartete nun nichts anders, als daß Haber mit der Landpomeranze aufwarten werde.

Sie gingen etwa zehn Schritte weit schweigend, und Fritz senkte den Kopf. „Du bist wohl ein Farmersohn?“ eröffnete Haber wieder die Unterhaltung.

„Ja!“ hauchte Fritz verschämt und blickte zur Seite. Gewiß stellte Haber jetzt Privatbetrachtungen über Fritzens Nase, Länge, Dürre und so weiter an. Fritz senkte den Kopf noch tiefer und nahm unwillkürlich längere Schritte. Haber mußte ein paar mal nachhopsen, um im Takte zu bleiben.

„Geh doch nicht so schnell,“ mahnte Haber schließlich.

Da hob Fritz den Kopf ein wenig und sah Haber flüchtig an. „Geh ich?“ Er ging langsamer, aber ohne aufzublicken.

Haber tat zwar noch etliche Fragen und Fritz gab kurze Antworten, aber eine Unterhaltung war nicht möglich. Sie machten vier Runden. Dann läutete man die Studierzeit ein. Ohne ein Wort des Abschieds gingen sie aus einander. Jeder war froh, den andern endlich los zu sein.

Jeder nahm sich vor, dem andern fortan aus dem Wege zu gehen, weil er ein unerquicklicher Mensch sei.

Es vergingen etliche Tage, an denen Fritz wieder einsam ging und alleine saß. Die entlegenste Ecke paßte ihm am besten zu seiner Abgeschlossenheit. Er fürchtete sich vor den andern und erschrak jedesmal, wenn ihn einer unvermittelt anredete. Es konnte bei dem Zusammenleben natürlich nicht ausbleiben, daß er öfters mit Haber zusammen traf. Sie wechselten dann ein kurzes Wort oder einen flüchtigen Blick mit einander und bogen schleunigst ab. In der Klasse begrüßten sie sich nur mit den Augen und saßen stumm neben einander.

Modice fragte dann Haber eines Abends nach den Stunden: „Wie geht's deinem Freunde Fritz?"

„Ich weiß nicht. Er ist nicht mein Freund."

„Nanu! Geht ihr denn nicht mit einander? Harmoniert ihr nicht?"

„Nein."

„Das ist ja merkwürdig."

Modice überlegte sich die mißliche Sache. Man hatte sich also verspekuliert. Die beiden sympathisierten nicht mit einander, waren ganz verschiedene Naturen mit verschiedenen Interessen und Ansichten, weswegen sie sich gegenseitig abstießen. Der Ton, in dem Haber das ‚Nein' sagte, redete mehr als seine Worte. Hm, wie man sich täuschen kann! In der besten Absicht sogar. Aber gemachte Freundschaft hat es in der Regel niemals. Liebe läßt sich nicht erzwingen. Freundschaft und Liebe müssen ganz von selber kommen. Die Herzen müssen sich ohne Zwang finden, wenn es damit Art haben soll.

Und nun der arme, bedauernswerte Fritz!

Man mußte ihn einmal aufsuchen. Gewiß saß der wieder in einer verlornen Ecke und blies Trübsal. Modice wanderte los. Er durchwanderte den Park und blieb dann in der Nähe der Vortreppe stehen, wo eine Gruppe Studenten sich unterhielt. „Der wird ja im Leben kein Pastor," sagte einer unter ihnen. „Sein Gesicht ist zu häßlich, zu abstoßend, die Leute werden niemals Zutrauen zu ihm faßen können", sagte ein anderer. „Ich begreife überhaupt nicht, wie man solche abstoßenden Kerle auf's College senden kann," verwunderte sich ein Dritter. „Man sollte ihm das concilium abeundi geben," riet ein Vierter.

„Von wem redet ihr?" fragte Modice.

„Von der Landpomeranze."

„Gerade ihn suche ich. Was hat er denn getan?"

„Weißt du's denn nicht? Das ganze College ist bereits voll davon."

Modice erfuhr das folgende:

Fritz war in der Grammatikstunde von seinem Professor aufgefordert worden, das englische Wort potato im Plural an die Wandtafel zu schreiben. Anstatt potatoes hatte er potatos geschrieben, und darüber war der Professor sehr aufgebracht worden. Fritz bekam allerlei von ihm zu hören, unter anderem auch diese Worte: „Hat der Mensch sein ganzes Leben lang weiter nichts getan, als potatoes gezogen, und nun kann er sie nicht einmal richtig schreiben!"

„Ist das sein ganzes Verbrechen?" fragte Modice.

„Der Professor hat ihn noch Esel und allerlei genannt. Warum ist der Mensch auch so entsetzlich beschränkt, so täppisch und unschön!"

„Schämt euch!" rief Modice in gerechter Entrüstung, „schämt euch die Augen aus dem Kopfe. Der Junge ist schüchtern und ängstlich, denn er ist eben ein Neuling, und ihr macht ihn durch eure albernen Neckereien und ewigen Hänseleien noch schüchterner und ängstlicher. Was kann er dafür, daß er nicht so hübsch ist, wie ihr es euch von euch selber einbildet? Er hat sich sein Gesicht nicht wählen können. Es ist Rohheit und Flegelhaftigkeit von euch, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Wenn irgend einer vom College geschickt werden soll, dann seid ihr wegen eurer Rohheit die ersten. Und was schadet es, daß er potatoes nicht richtig buchstabieren kann? Er ist auf's College geschickt worden, daß er es lerne. Denkt doch an all die deutschen, englischen und lateinischen Wörter, die ihr selber nicht richtig schreiben könnt, und schämt euch, daß ihr schamrot werdet. Und wenn der Professor den armen Jungen deswegen schikaniert, dann soll er sich auch schämen. Ich werde es ihm sagen."

Modice ließ die Missetäter stehen und ging um die Collegeecke, wo der Weg nach den Wohnungen der Professoren hin führte. Er hörte, daß ihm jemand nachlief und spürte dann, daß er am Aermel festgehalten wurde. Es war ein Student aus der dritten Klasse, den sie Philipp Melanchthon nannten.

„Bleib!" bat Melanchton. „Sie sind vorhin gerade hinübergegangen und reden jetzt mit dem Professor."

„Wer?"

„Na, Cordatus und der andere — die Landpomeranze. Die Pomeranze hätte sich ja nicht getraut, aber Cordatus sagte: ‚Das läßt du nicht auf dir sitzen! Komm, ich gehe

mit dir hinüber, und dann muß der Professor das zurücknehmen.' Nun sind sie schon eine Zeitlang drüben."

„Das ist doch wenigstens ein Verständiger." Modices Entrüstung kühlte ab. „Aber wenn die Laffen da" — er schaute nach der Vortreppe hinüber — „noch einmal so verächtlich über den armen Jungen reden, dann müssen sie vor's Brett. Das gelobe ich ihnen zu."

„Sie meinen es nicht so schlimm", versetzte Melanchthon, der seinen Beruf im Friedenstiften erblickte und um des lieben Friedens willen manchmal Fünf eine gerade Zahl sein ließ. „Sie sind ja noch alle jung und dumm."

„Aber schlecht brauchen sie deswegen nicht zu sein. Ich habe diese Rohheit jetzt gründlich dick."

„Sollst du auch! Verdenk ich dir auch gar nicht. Wer wollte sie nicht dick kriegen!"

„Und du hast dabei gestanden und nichts gesagt?" attackierte Modice jetzt den Friedensstifter.

„Ich kam ja gerade aus dem Portal."

„So. Ich dachte, du hättest alles mit angesehen und angehört. Woher weißt du denn, daß Cordatus mit Fritz hinüber ging?"

„Das — das haben sie mir gesagt!" erwiderte Melanchthon schnell und stotternd. Offenbar fürchtete er, daß es ihm nun an den Kragen gehen werde.

Modice ward dadurch nicht beruhigt. „Du hast mir aber doch Cordatus eigne Worte gesagt; also mußt du doch mit ihm gesprochen haben."

Melanchthon geriet immer mehr in die Klemme. „Das habe ich auch — aber vorher, als er noch im Zimmer war." Als Modice eine Pause eintreten ließ, in der er das



Der "Pillow Fight."

eben Gesagte mit dem vorigen verglich, gewann Melanchthon Ueberwasser und fuhr besänftigend fort: „Denke doch nur ja nicht, daß ich mit solchen Gottlosigkeiten etwas zu tun habe! Nein, ich bin stets für Recht und Ordnung. Aber was nützt es, daß wir uns gegenseitig die Ohren vom Kopfe reißen? Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch. Und unsere lieben Mitschüler sind eben auch Fleisch, sündiges Fleisch, verlornes und verdammtes Fleisch. Dazu sind sie noch junges Fleisch, unerfahrenes und unerzogenes Fleisch, voller Erbsünde und böser Tücke. Und fleischlich gesinnet sein, ist eine Feindschaft wider Gott. . . .“

„Ach, Melanchthon, das gehört hier ja gar nicht her. Bleib doch bei der Stange.“

„Ich bleib ja auch. Aber Fleisch sind sie doch, und Fleisch. . .“

„Da kommen sie!“ wurde er von Modice unterbrochen. Melanchthon brach seinen Friedenserguß ab und stimmte in den Jubelruf ein: „Ja, da kommen sie: der edle Cordatus mit seinem Schutzbefohlenen. Jedenfalls bringen sie gute Botschaft.“

Und gute Botschaft brachten sie auch. Der Professor hatte seine Bosheit zurück genommen und dazu gelobt, es nicht wieder tun zu wollen.

„Gott sei Dank!“ rief Melanchthon salbungsvoll. „Nun herrscht wieder Friede auf Erden, wie einst die lieben Englein auf Bethlehems Fluren sangen.“

„Sollten wir nicht den Cötus zusammen rufen?“ fragte Cordatus die Umstehenden. Seine Frage war jedoch mehr an Modice gerichtet, der Präsident des Cötus war.

„Warum?“

„Es sollte allen Studenten eingeschärft werden, daß sie die Neuen nicht hänseln. Meinst du nicht auch?"

„Das wäre heilsam," versetzte Modice. „Morgen Mittag rufe ich den Cötus zusammen."

Am nächsten Tage trat der würdige Anstaltscötus in der Aula zusammen. Man hatte wie üblich zuerst die Pfeife angezündet. Jeder Raucher weiß, welch ein erhebendes Wonnegefühl das Rauchen nach gesegneter Mittagsmahlzeit erzeugt. Modice stand rauchend auf dem Katheder und erblickte vor sich etwa zweihundert rauchende Miniaturschlote von verschiedenster Fasson und Größe. Blaue Vergißmeinnicht-Wolken zogen sich über den Häuptern der würdigen Fratres und Patres hin, und hie und da glänzte mancher angehende kahle Schädel wie ein Mond hindurch. Die Stimmung des Studentenhimmels war ein friedliches Blau. Im Hintergrund standen oder saßen die Proseminaristen, und werte Seminaristen gaben acht, daß keiner von ihnen rauchte, der nicht das kanonische Alter hatte. Ordnung und Milde reichten sich schwesterlich die Hand.

Als Modice glaubte, daß man genug geschwatzt habe, klopfte er mit dem Knöchel des Ringfingers gebieterisch auf das Katheder und eröffnete damit die Versammlung.

Modice legte die Angelegenheit vor. Des öfteren sei es vorgekommen, daß Frischlinge von den andern gehänselt worden seien. Man gebe ihnen allerlei anzügliche Namen, mokiere sich über ihr Aussehen, bespöttele ihre Unwissenheit und mache regelrechte Hanswürste aus ihnen. Ob sich dies mit dem christlichen Anstand, mit der brüderlichen Liebe und mit der Ordnung der Anstalt vertrage.

„Nein!" erhielt er zur Antwort. Ein würdiger Bru-

der nach dem andern bat ums Wort, erhob sich, nahm die Pfeife aus dem Munde und ließ eine geharnischte Philippika los gegen dies studentische Unwesen. Eine Schande sei es zu nennen, daß dergleichen von christlichen Studenten auf einer christlichen Anstalt getrieben werde. Gentlemanlike sei es sicherlich nicht. Man solle sich doch geflissentlich in den Gemütszustand der Neugekommen versetzen. Man solle seinem alten Adam Zügel anlegen, damit er nicht mit einem durchgehe. Man solle bedenken, wessen Geistes Kind man sei. Man solle doch den guten Namen der Anstalt nicht auf's Spiel setzen. Man solle doch beherzigen, daß Einer unser Meister ist, wir andern aber alle Brüder sind. Und wem eine solche Sache zu Ohren komme, der müsse sie sofort strafen. Nie und nirgends seien Rohheiten in Gesinnung oder Werken auf der Anstalt zu dulden.

Als man dachte, daß man sich gegenseitig genugsam gestraft und ermahnt habe, stach jemand die heikle Angelegenheit mit dem Professor an. Ob man dazu stille schweigen dürfe, daß der Professor die Schüler wie Schurken behandele und ihnen allerlei anzügliche Namen anhänge.

„Nein!“ rief es energisch aus den Bänken, und wieder erhoben sich die Lichter und ließen ihr Licht leuchten. Es stehe uns ja nicht zu, über unsere Lehrer abfällige Urteile auszusprechen, aber man müsse diesem Unwesen einen Stecken stecken. Die Neuen verlören dadurch jegliche Lust zum Studium, das Collegeleben werde ihnen verleidet, die Liebe zum Lehrer unmöglich gemacht und sonst noch unsäglicher Seelenjammer und -Kummer angerichtet. Zum Glück sei es nur dieser eine Professor; die andern Professoren seien durch die Bank edle Seelen und würzten ihre Strafe mit Edelmut

und Liebe. Es tue einem leid, daß man dies gute Zeugnis dem Einen versagen müsse. Vorgeschlagen und unterstützt, daß man es dem Direktor der Anstalt melde und ihm das Weitere überlasse. Dieser Vorschlag wurde angenommen, ein Komitee erwählt, das die Klage gehörigen Orts melde, und der Cötus aufgelöst.

Nach dem Cötus wanderte Philipp Melanchthon einsam im Park umher. Wenn es einmal keinen Frieden zu stiften gab, fühlte er sich elend und einsam, ganz aus der Rolle gestoßen. Der gewaltige Cötus hatte soeben gesprochen und damit eine Kalamität aus dem Wege geräumt. Nun war es langweilig in der schönen Welt. Die Studenten gingen in Eintracht spazieren, plauschten, scherzten, lachten und rauchten, als wäre die Welt kein Jammertal mehr. Auch nicht die kleinste Spur von Disharmonie war zu erspähen. Er schaute nach allen Richtungen aus und gewahrte drüben am Zaun einen Menschen, der das Auge trostlos in die Ferne schweifen ließ. Und als er näher hinsah, da war es richtig die Landpomeranze.

„Ist denn der Mensch noch nicht zufrieden? Da muß ich doch mal. . ." Er ging hin, denn er witterte Unzufriedenheit.

„Höre mal, du! Dies geht aber denn doch über Pfannkuchen und Spiegeleier. Alle Gerechtigkeit ist dir widerfahren, den ganzen Cötus hat man deinetwegen mobil gemacht, deinem ehrwürdigen Professor ist eine Rüge erteilt worden, und nun bist du noch nicht zufrieden! Soll der Cötus dir am Ende noch zu Füßen fallen und pater peccavi sagen? Haben wir uns deiner nicht kollegialisch — ach, was sage ich! — christbrüderlich angenommen? Und nun

stehst du noch so verloren da, als hätte dir die Henne das Butterbrot aufgefressen." Er trat hinzu und stieß Fritzens Kinn in die Höhe. „Kopf hoch und nicht so griesgrämlich dreingeschaut!"

Fritz wandte sich ihm zu und entgegnete mit Wasser in den Augen: „Ich bin ja zufrieden."

„So?" Melanchthon sah ihn prüfend an, als traue er seinen Ohren und Augen nicht. „Wirklich und wahrhaftig zufrieden?"

„Ja!"

Melanchthon traute dem Frieden noch nicht. „Also du bist zufrieden. Weißt du denn auch, was zufrieden sein heißt? Definiere mir einmal das Wort."

Fritz wußte nun nicht, was definieren heißt, viel weniger konnte er den abstrakten Begriff ‚zufrieden' definieren. Er wußte, daß Melanchthon den höheren Klassen angehörte, also ein Mensch war, vor dem ein Proseminarist heillosen Respekt haben mußte. Seine Unwissenheit und die höhere Klasse verwirrten ihn dermaßen, daß er unsäglich hilflos und verlegen auf den Boden schaute und dabei bald rot, bald weiß im Gesicht wurde.

„Du weißt es nicht!" hauchte Melanchthon mit großer Genugtuung. „Und du kannst es auch nicht." Seine Miene nahm jene überlegene diktatorische Güte an, die große Menschen den geringen gegenüber gern zeigen. „Es wäre aber auch eine bodenlose Vermessenheit von dir gewesen. Wie, du willst zufrieden sein, wo doch kein Mensch auf diesem ganzen Universum zufrieden ist! Bilde dir doch keine Schwachheit ein! Nein, du bist nicht zufrieden! Das sehe ich deiner Miene an: Du bist ganz und gar unzufrie-

den. Nun haben wir Cötus gehabt, haben uns gegenseitig in der Brüderlichkeit ermuntert, haben die Flegelhaftigkeit mit Skorpionen gezüchtigt, haben sogar einen Lehrer gemaßregelt, sind gleichsam im Geiste vor dir und Deinesgleichen auf die Kniee gefallen, und noch immer bist du nicht zufrieden!"

„O ja, ja, ich bin zufrieden!" seufzte Fritz wie ein Ertrinkender.

„Du bist es nicht!"

„Ich bin es doch!" widersprach Fritz in der Verzweiflung und verwunderte sich dann selber über seinen Todesmut. „Ich bin ganz und gar zufrieden, wenn . . . wenn man mich nur zufrieden läßt."

Dies letzte klang wie eine verdeckte Anklage gegen den Friedensstifter, und Melanchthon fühlte es sofort heraus. Er trat dichter heran, ergriff Fritzens Kopf, zog ihm die Augenbrauen hoch und sah ihm mit Kennermiene in die Pupillen, als sitze dort der Friede, ließ nach, räusperte die Stimme und wollte nun wohl erst recht einen Friedensgesang anstimmen. . . . Da erhielt er einen derben Schlag auf die Schulter und jemand sagte gebieterisch: „Laß ihn in Ruh!"

Beide schauten bestürzt auf. Dort stand Modice.

Dann entspann sich mit großem Eifer der nachstehende Dialog.

Melanchthon: „Was schlägst du mich?"

Modice: „Du machst ja den armen Kerl ganz wirr mit deinem Geschwätz."

Melanchthon: „Ich rede zum Frieden, ich. . ."

Modice: „Das kennen wir. Deine Friedensreden zetteln immer Streit an."

Melanchthon: „Friedenmachen ist ein edles Werk."

Modice: „Friedenhalten noch edler."

Darauf nahm Modice Fritzens Hand und zog ihn aus der gefährlichen Nähe des edlen Friedensstifters.

Modice ging noch eine Strecke weiter und sprach dabei: „Du mußt nicht auf sein Geschwätz achten. Geh ihm aus dem Wege, wenn du kannst, sonst schwatzt er dir noch eine Beule ins Gehirn. . . Heute ist jemand gekommen, der dich kennt, ein Schüler aus der Nähe von Hilldale. Er hat Grüße von deiner lieben Mutter und noch manches andere für dich mitgebracht. Geh in dein Zimmer, dort wartet er auf dich."

„Wer ist es?" hauchte Fritz mit klopfendem Herzen.

„Geh nur hin, du wirst es schon sehen."

Fritz lief, als hätte er Flügel an seinen langen Beinen, sprang über die höchsten Rosenbüsche, die ihm im Wege standen, stürmte die Treppe hinauf und nahm drei Stufen mit einem Satz, riß die Tür auf und schaute sich wild im Zimmer um.

„Hallo, Fritz!" sagte ein gebräunter stämmiger Jüngling und kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

Fritz entgegnete nichts, seine Brust hob und senkte sich wie ein Blasebalg, seine Nasenflügel bewegten sich sichtbar, er stutzte eine Sekunde lang, flog dann dem Neuling um den Hals, klammerte sich fest und weinte — weinte wie ein verlornes Kind, das seine Mutter wieder gefunden hat.

Er hielt seinen Busenfreund und Schulkameraden aus Hilldale, Markus, umschlungen.

Markus hatte sich erst später und dann plötzlich entschlossen, Pastor zu werden, und war nun auf Drängen seines Pastors ‚ohne jede unnütze Trödelei' gekommen.

Als die Zimmergenossen Fritzens Rührung gewahrten, gingen sie leise aus dem Zimmer und ließen die beiden in ihrem Glücke allein.

Mit einem Schlage änderte sich das Blatt: der so schüchterne und verzagte Fritz wurde eine Held, ein sicherer Führer seines unerfahrenen Freundes, sein unzertrennlicher Begleiter. Er stellte Markus bei den Professoren vor, kaufte für ihn die nötigen Bücher und den nötigen Hausrat, machte ihm das Bett und führte ihn auch in die Klasse ein. Daneben ließ er es an den nötigen Warnungen und Vorsichtsmaßregeln nicht fehlen. Markus mußte vor der Trübsal, die Fritz durchgemacht hatte, in Frieden bewahrt bleiben.

Und Markus rauchte sich gut an. Nicht lange dauerte es, so hatte er unter den Klassengenossen treue ‚Chums', die für ihn durch das Feuer gingen oder ins Wasser sprangen, je nachdem wie die Redensart lautet. Sein munteres zutrauliches Wesen, das jedem ohne Arg Vertrauen entgegen brachte, bewirkte es. Da war es denn selbstverständlich, daß Markus' Freunde auch zugleich Fritzens Freunde wurden, denn Markus litt es nicht, daß Fritz verunglimpft wurde.

Da war zum Beispiel ein fescher kleiner Knirps, den sie Mops nannten, ein Unband im Necken, der leibhaftige Uebermut. Dieser wagte es einmal, mit der ‚Landpomeranze' aufzuwarten, aber im Nu lag er auf der Erde, Markus kniete über ihm und ballte ihm die Faust unter der Nase....

„Nicht — nicht!" bat Fritz, „tu ihm nichts. Er ist so klein, daß er mir leid tun kann."

Markus ließ den Knirps los. Dieser, der gern groß sein wollte, war so beschämt, daß er sich wie ein gescholtener Hund davon schlich und fortan Fritz in Ruhe ließ. Keine größere Demütigung gab es für Mops, als wenn ihn jemand seiner Winzigkeit wegen bedauerte.

Fritz hatte allmählig gelernt, seine vorigen Peiniger mit Mutterwitz und gutmütigem Spott unschädlich zu machen, und das erhöhte ihn bei den Schülern.

Nach und nach wurde es immer mehr offenbar, daß in dem langen Kerl treffliche Gaben und ein unverwüstlicher Humor steckten. Um ein Witzwort war er nie verlegen, und die Lacher hatte er stets auf seiner Seite. Er entwickelte sich zunächst zu einem Juxbold unter seinen Klassengenossen und wurde dann auch in den höheren Klassen als ein Humorist berühmt. Man fing an, ihn aufzusuchen, und erfreute sich an seinen närrischen Einfällen, die sich keineswegs in breitgetretenen Pfaden bewegten, sondern stets den Schmelz des Originellen an sich trugen. War irgendwo ein studentisches Fest, so mußte er deklamieren, und das mit so gutem Erfolge, daß er jedesmal in der Gunst seiner Genossen höher stieg. Das jedoch machte ihn nicht hochmütig. Immer trat ihm dabei ein langer, ganz und gar verzagter Knabe in den Sinn, der am Zaun saß und vor lauter Unglück vergehen wollte. Er sammelte Erfahrung und Menschenkenntnis, was stets Weisheit bedeutet.

Auch körperlich wurde er anders. Die hohlen Wangen füllten sich mit Fleisch aus, der Hals wurde rund und muskulös, Arme und Beine bekamen eine angemessene Rundung. Nach drei Jahren war aus dem ‚Peitschenstiel' ein ansehnlicher stattlicher Jüngling geworden, den jedermann gern hat-

te. Die Studentenschaft trug ihn Aemter auf und erwies ihm allerlei kleine Aufmerksamkeiten.

Das alles änderte an seiner kindlichen Ergebenheit nicht das Geringste. Nach wie vorher blieb seine Mutter die Vertraute seines Herzens, der er wöchentlich wenigstens einen Brief schrieb und ihr alles, was ihm widerfuhr oder ihn bewegte, gewissenhaft mitteilte. Sonst aber behielt er seine Herzensangelegenheiten für sich; auch Markus erfuhr nicht alles. Er war nach und nach klüger geworden.

Modice machte nach einem Jahre Examen und trat ins Amt. Den weinenden Jungen auf dem Bette hat er wohl mit der Zeit vergessen, nicht aber so Fritz. Er bewahrte dem einstigen Tröster ein warmes Plätzchen im Herzen.

Nun ist Fritz schon lange im Amte.

Liebeskummer.

Freund Isch saß auf der Bank unter dem großen Ahornbaum am mittleren Parkgang und ließ seinen träumerischen Blick verloren in des Himmels blauer Ferne herumirren. Zuweilen seufzte er, zuweilen lächelte er wie ein Mensch, der an ein großes Glück denkt. Dazu kam noch der verdächtige Umstand, daß er sein bestes Zeug anhatte und kugelglatt rasiert war.

Jack kam daher geschlendert und sah ihn, blieb vor ihm stehen und schaute ihm prüfend in die Augen. Dann legte Jack die Arme kreuzweise über der Brust zusammen und sah ihn ohne eine Miene zu verziehen lange und durchdringend an.

„Geh weg, du Affe!“ sagte Isch.

Jack ging nicht weg, nein, er ging zu Isch, setzte sich langsam und sehr behutsam neben ihn auf die Bank, legte den Arm tröstend um Ischens Hals und ermunterte: „Sag mir's ohne Scheu. Du hast Kummer. Und wenn ich nicht sehr irre, so hast du Liebeskummer.“

„Ja, du hast recht,“ seufzte Isch wie ein Mensch, dem ein Stein vom Herzen fällt. „Ich habe sie heute gesehen.“

„Wann denn?“

„Als ich meine Wäsche holte.“

„Wo denn?“

„Hier in der Stadt bei meiner Waschtante."

„Ist es die Waschtante?"

„Schaf! Ihre Tochter ist es."

„Ach was!"

„Ja, natürlich."

Ein kurzes Schweigen. Dann Jack wie rezitierend: „Studenten, welche sich während ihrer Studienzeit verlobt haben. . ."

„. . . . haben damit ihren Verbleib in der Anstalt verwirkt! Ich kenne die Hausordnung," stöhnte Isch. „Aber das ist es ja gerade: Ich darf mich nicht verloben und will mich auch nicht verloben." Auf die Worte ‚darf' und ‚will' legte er großen Nachdruck. „Ich bin mir nun nicht klar, ob mit den Worten auch das Lieben verboten ist."

„Nein," belehrte Jack ihn eifrig, „das Lieben ist in dem Nachsatz verboten: ‚Ueberhaupt ist aller vertraute, auffällige und anstößige Umgang mit Personen des andern Geschlechts entschieden verpönt.' Hast du vertrauten Umgang mit ihr?"

„Was fällt dir ein? Ich habe sie heute ja nur gesehen."

„Hast du auffällig mit ihr verkehrt?"

„Bist du besessen? Ich habe ihr nur zum Abschied mit dem Kopfe zugenickt."

„Hast du anstößigen Umgang. . ."

„Jack, wenn du jetzt nicht dein dämliches Fragen unterläßt. . ."

„Na, Mensch, so ereifre dich doch nicht gleich! Ich untersuche ja nur, ob dein Verhalten in der Hausordnung verboten ist. Du bist also nicht verlobt?"

„Fällt mir ja gar nicht ein!"

„Du hast weder einen vertrauten noch auffälligen noch anstößigen Umgang mit ihr gehabt?"

„Keine Idee! Ich habe sie heute bloß gesehen. So lange war sie nicht zu Hause, immer im Store, wo sie Waren verkauft. Heute morgen aber blieb sie wegen Kopfweh zu Hause. Daher kommt es, daß ich sie heute sah. Und morgen soll ich nach der Kirche zum Mittagessen kommen."

„Hm — hm! Also da bändelt sich doch 'was' an. Ist sie hübsch?"

„Sehr!"

„Ist sie reich?"

„Weiß ich nicht."

„Kann sie Klavier spielen?"

„Weiß ich nicht. Ich war bisher bloß in der Küche; im Parlor hatte ich nichts zu suchen."

„Und nun, Isch, erschrick nicht, nun kommt die Hauptfrage: Liebst du sie?"

„O, so sehr!" antwortete Isch in verschämtem Flüsterton.

Jack steckte eine besorgte Miene vor. „Ja, dann giebt es keinen Ausweg mehr: Du hängst das Studium an den Nagel und heiratest sie."

„Dir ist wohl eine Schraube los?" fragte Isch in schwerer Verwunderung. Dann saßen sie beide schweigend, wie in tiefen Kümmernissen.

„Hm!" seufzte Isch.

„Ja, so 'was ist ungeheuer traurig!" bestätigte Jack. „Aber vom Lieben ist in der Hausordnung nichts gesagt. Ich glaube, du darfst sie lieben."

„Natürlich! Das Lieben ist ja eine Privatsache. Aber Liebe ohne Aussicht ist ein kummervolles Ding.“

„Macht nichts. Nur hüte dich vor dummen Streichen. Und wenn du morgen dort ißt, so sieh sie nicht an, damit sie keinen Argwohn schöpft und sich am Ende Hoffnungen macht; denn sonst mußt du sie nehmen.“

„Das wäre gerade kein Unglück,“ meinte Isch.

„Tor! Narr! Sobald sich die Liebe anhebt, ist das Unglück fertig.“

„Was weißt du davon? Du hast ja noch nie geliebt.“

„Die Poeten sagen es, zum Beispiel Körner. — Und nun noch eins: Du hast mich ins Vertrauen gezogen und sehr recht daran getan, denn ich bin treu; aber wenn nun die andern etwas merken?“

„Es merkt keiner 'was, außer du plapperst es aus.“

„Wie würde ich, Isch! Denke doch nicht so schwarz von mir. Aber ich meine, Jim sollte es wissen.“

„Warum?“

„Er hat Erfahrung in solchen Delikatessen und kann dir helfen.“

„Ist denn der verlobt?“

„Weiß ich nicht, glaube es kaum. Aber er hat einmal eine geliebt, die sich dann einen andern genommen hat; er könnte dir guten Rat geben.“

„Mag sein. Ich will mir die Sache überlegen und hernach mit ihm reden. Aber du hältst reinen Mund.“

„Versteht sich!“ Zum Beweise, daß er es ernst meine, nahm Jack sogleich den Mund in die Hand und schwieg wie das Grab.

Dies geschah am Samstag gegen Abend.

Am Sonntag ging man vormittags zur Kirche und nachmittags war Isch nicht im College zu finden, obwohl Jack ihn suchte. Nur Jim saß unter dem Dornbusch und rauchte einsam eine Cigarre, als Jack zu ihm trat.

„Jim, hast du Jack gesehen?“

„Nee! Er ist ja heute nachmittag bei seiner Waschtante.“

„Ih, was du sagst! Woher weißt du es?“

„Er hat es mir gesagt. Der rührt sich da 'was an. Gieb acht, es passiert da 'was.“

„Was? wie? warum? wieso? Rede doch, du spannst mich auf die Folter. Ist da am Ende ein Mädchen?“

„Freilich. Und noch ein sehr hübsches dazu.“

„Dann zeig ich den Kerl an!“ kam es finster und rachsüchtig aus Jacks Mund heraus.

Jim fuhr sichtlich zusammen. „Jack, tu das nicht. Du machst den armen Kerl unglücklich. Der hat ja noch nie geliebt und sitzt nun bis über die Ohren drin. Hab Erbarmen mit ihm. Vielleicht kommst du auch noch 'mal in so'n Schlamassel; wir jungen Kerle sind alle nicht sicher davor: Und wem es just passieret, dem bricht das Herz entzwei.“

„Ha! Ich merke du steckst mit ihm unter einer Decke. Ihr verschwört euch, die Hausordnung zu umgehen. Deine Hände sind am Ende auch nicht ganz rein von früheren Erlebnissen. . . .“

„Jack, du bist ja ein ganz gefährliches Rhinozeros. Wahrlich, einen solchen Eiferer um das Recht habe ich nie in dir gesucht. Nimm doch Verstand an. Er ist nicht verlobt und wird sich auch nicht verloben. Dazu ist er viel zu gewissenhaft. Er ißt da nur schön zu Mittag und spielt hernach den Dummen im Parlor, denn dumm und patschig

ist er über alle Maßen, das weißt du. Ein wahrer Max Stolprian."

„Mag sein, aber das ändert die Hausordnung nicht. Ich weiß, was ich zu tun habe." Und Jack ging empört davon.

„Jack! O Jack! Komm doch einmal zurück. Sieh, was ich hier habe." Jim hielt ein Prachtexemplar von einer Cigarre in die Höhe. Jack war kein Unmensch und kam zurück. „Da, die sollst du haben, die ist von guten Eltern. Ich rauche auch so eine. Und dann melde es noch nicht, Jack. Ich bitte dich um Ischens willen. Verdirb doch seine Karriere nicht. Ich werde mit ihm reden, und er soll es lassen."

Jack nahm wohl die Cigarre an, aber mit finsterer Miene, und versicherte: „Nun, Geduld kann man ja noch etwas mit ihm haben. Aber hört die Geschichte nicht auf, so muß er vor's Bett. Danke."

„Auch so'n feuriger Eiferer ums Gesetz!" brummte Jim, als Jack von dannen ging. „Ich wette, wenn der einmal hineingerät, dann denkt er milder über die jugendlichen Eseleien. Aber meinen Freund Isch werde ich vor ihm warnen."

Abends nach der Kirche stand Jack vor dem Kirchenportal und wartete auf seinen Partner. Aus dem Dunkel der Nacht trat plötzlich Isch auf ihn zu und fragte: „Hast du einen Partner?"

„Ja. Aber wir beide können auch zusammen gehen; mein Partner wird schon einen andern finden," und Jack ging mit Isch heim.

„Wie kommt es, daß du nicht mit deiner dulcinea heim-



An der Festtafel des Frauenvereins im Park.

gehst?“ fragte Jack, als sie aus dem Tumult heraus waren.

„Sie war krank und hat den ganzen Tag im Bett gelegen,“ entgegnete Jsch in etwas beklommenem Tone.

„Mit wem hast du dich denn den ganzen Nachmittag unterhalten?“

„Mit ihrem Vater. Er ist in Deutschland Soldat gewesen und denkt die Welt von seinen kriegerischen Abenteuern. Es war recht langweilig.“

„Also schlecht ausgemacht!“ dachte Jack. Nach einer Weile stummen Wanderns fragte er: „Sollst du nächsten Sonntag wieder kommen?“

„Davon haben sie nichts gesagt. Die Mutter pflegte sie und ließ sich kaum sehen.“

„Hm!“ Jack seufzte etliche Male, als sitze ihm die Weste zu enge. „Am Ende ist es besser, wenn du da nicht mehr hin gehst, denn Jim, dem du gewiß alles gesagt hast, ist schrecklich eifersüchtig auf dich.“

„Hat er mit dir darüber gesprochen?“

„Ich traf ihn heute unter dem Dornbusch. Es scheint mir, als schmiede er Pläne. Nimm dich in Acht.“

„Der soll mir nur kommen! Hat er nicht selber ein Mädchen geliebt? Muß man denn immer bloß seine Freunde lieben? Guck, das hätte ich ihm kaum zugetraut! Also so einer ist er!“

Sie standen noch eine Weile im Collegepark beisammen und besprachen das Malheur mit Jims Eifersucht. Da schlenderte sich jemand heran, als suche er wen und getraue sich nicht, ihn anzureden. Man sah es glühen, wenn er an der Cigarre sog. „Das ist Jim!“ hauchte Jack verstohlen. „Ich kenne ihn an seinen hohen Schultern.“ Dann wandte

er sich der rauchenden Gestalt zu: „He, Jim! Suchst du mich?“

Die Gestalt antwortete nicht, sondern schlich leise und im großen Bogen um die beiden herum, bis sie in der Nacht verschwand.

„Dann lauert er bereits auf mich, daß er mich vornehmen will,“ mutmaßte Isch. „Laß ihn nur. Wenn's ein anderer wäre, so wollte ich nichts sagen; aber er, der lauernde Patron, soll mir nur kommen!“

Jim, der sich langsam davon geschlichen hatte, sagte sich mit beklommenem Herzen: „Nun hat er ihn gleich attakkiert! Der arme Isch tut mir leid. Ich glaubte, Jack hätte sich durch die Cigarre beschwichtigen lassen, aber der Kunde raucht sie auf und tut dann doch, was er will.“

Am nächsten Tage lockte er Isch in den Park hinaus und machte sich um ihn zu schaffen. Er wußte nicht recht, wie er die Angelegenheit geschickt einleiten sollte, und klopfte eine Weile um den Busch herum. Isch aber verhielt sich wortkarg und äußerst zugeknöpft. Man sah es seinem Gesichte an, daß er auf Moll gestimmt war. Das machte den gutmütigen Jim noch unglücklicher. Endlich ging das mitleidige Herz mit ihm durch. Er ergriff Ischens Hand und bat: „Gesteh es nur! Der Lump, der Jack hat dich gestern abend gehörig abgerüffelt.“

„Jack ist kein Lump!“ entgegnete Isch fest und sehr bestimmt. „Und abgerüffelt hat er mich auch nicht.“

„Nicht? Na, was hattet ihr denn mit einander? Ich sah euch im Park beisammen stehn.“

„Ja, wir bemerkten dich. Du warst dabei die Schlan-

ge, die unter den Bäumen herumschlich, um zu horchen. Schäme dich!"

„Aber Isch! Du bist ja ganz und gar verwandelt. Ich wollte dich ja nur vor dem hinterlistigen Jack warnen. Sieh, er sagte mir, daß er dich anzeigen würde, wenn dies nicht aufhöre, und da gab ich ihm meine letzte Cigarre und bat ihn, es nicht zu tun. Er jedoch sah mir nicht koscher aus, und deshalb wollte ich dich gleich warnen."

Ein Wort gab das andere und als alle Worte gesprochen waren, erkannte Isch, daß Jack ein doppeltes Spiel mit ihm und Jim trieb.

Das dünkte den ehrlichen und aufrichtigen Isch eine nette Offenbarung. Wenn man einem aufrichtigen Freunde vertraut hat und dieser Freund entpuppt sich dann als ein Filou, so verursacht das immer gemischte Gefühle.

„Jim", sagte Isch gerührt, „du bist treu wie Gold. Aber der Jack! Da bekomme ich zu all meinem Kummer auch noch diesen. Ich hätte Häuser auf ihn gebaut und muß nun sehen, daß er eine ganz gewöhnliche hinterlistige Schlange ist. Was machen wir nun?"

Man müsse Jack brüderlich strafen, meinte Jim. Man müsse ihm das achte Gebot vorhalten und ihm den Spruch ins Gedächtnis schreiben: Ein Verleumder verrät, was er heimlich weiß; wer aber eines getreuen Herzens ist, verbirgt es, und so weiter.

„Ja, tu du es," bat Isch. „Mir möchte die Galle überlaufen. O, wie schmerzt mich diese Untreue!"

Und bekümmerten Herzens ging Isch in sein Zimmer, setzte sich in seinen Lehnstuhl, warf die Füße auf den Tisch, senkte das sorgenschwere Haupt auf die Hand herab und

stellte eine Betrachtung über die Verworfenheit der menschlichen Natur an, über Jacks Natur im besonderen.

Jim überlegte sich seine heikle Aufgabe mit gewohnter Gründlichkeit, erwog alle Pros und Contras und angelte sich den arglosen Jack eines Abends nach der Andacht.

„Jack, du hast dich gegen die brüderliche Liebe vergangen.“

„Wie so?“

„Du hast dem Isch Freundschaft vorgeheuchelt und mir sagst du, du würdest ihn anzeigen, wenn er die Geschichte mit dem Mädchen nicht unterließe. Ist das recht von dir?“

„Guck mal an! Ihr beide seid ja zwei nette Brüder. Da steckt ihr die Köpfe zusammen und verklatscht mich nach Noten. Und dann kommst du noch so dick und dreist her und willst mir die Leviten lesen. Wunderschön!“

Tödlich beleidigt hob sich Jack davon.

Jim eilte ihm nach. „Jack, bleib, wir müssen doch zu einem Verständnis kommen. Gesteh, daß du dich gegen uns vergangen hast, und alles ist in Ordnung.“

„Gegen euch?“ wandte Jack sich um und sprach in einem so lauten Tone, daß es schallend in den leeren Gängen widerhallte, „Gegen euch? Er bändelt da mit einem Mädchen an, was gegen die Hausordnung ist, und du hast bereits eine herzzerreißende Herzensangelegenheit hinter dir. Beide steht ihr da als Missetäter. Und wenn ich nun sage, ich will es anzeigen, so fühlt ihr euch beleidigt, so vergehe ich mich gegen die Bruderliebe, so wollt ihr mich zur Rede stellen. Danke! Fegt vor eurer eignen Tür.“

„Nicht so laut!“ bat Jim eindringlich. „Komm, laß uns in den Park gehen, dort hören uns die andern nicht.“

„Ja, dann ist es dir auch noch genierlich, wenn ich die Wahrheit laut sage. Freilich, wer dunkele Wege wandelt, dem ist das Licht unangenehm.“

Jim nahm Jack beim Arm und führte ihn der Tür zu. „Komm, komm! So kann ich nicht schlafen, und du auch nicht. Diese Sache muß in Ordnung.“ Er zog den Widerstrebenden, der das Licht so liebte, aus dem Licht in die Dunkelheit des Parks hinein. Dort arretierte er Jacks Arm mit beiden Händen und sprach auf ihn ein. „Sieh, daß ich damals die Braut eines andern liebte, wußte ich ja nicht, da ich nie mit ihr sprach, sie nie besuchte; auch hat sie es nie gewußt, daß ich sie liebte, denn sonst hätte sie wohl kaum den andern genommen. . .“

„Warum hast du Schaf es ihr denn nicht gesagt?“

„Wie konnte ich? Ein Student darf sich doch nicht verloben, und es ihr sagen, wäre mit einer Verlobung gleichbedeutend gewesen. Ich habe trotz jener Liebe ein ruhiges Gewissen. Wollte ich doch nichts sehnlicher wünschen, als daß dein Gewissen auch so ruhig wäre. Hand aufs Herz, Jack! Du hast nicht recht an mir und Isch gehandelt.“

„Na, was ist denn Schlimmes dabei, wenn ich mich ein bißchen verstelle? Du schnaufst ja mit einer Erregung daher, als hätte ich wunder — 'was verbrochen. Darf man denn mit euch nicht ein wenig Mumpitz treiben?“

„Mumpitz? Jack, in einer so ernsten Angelegenheit treibt man keinen Mumpitz!“

„Ernst? Eine Lappalie, eine Eselei ist es. Denkst du, der Isch wird das Mädchen heiraten? Im Leben nicht! Der Kerl hat sich nur momentan so ungeheuer in sie verknallt, daß er glaubt, vergehen zu müssen, wenn er sie nicht sieht.

Bleibt doch bei Verstand! Anstatt die Schürze drüber zu halten, solltest du ihm eins auf den Deckel geben, daß er zur Vernunft kommt. Das wäre echte Bruderliebe."

„Ich glaube beinahe, du hast recht," versetzte Jim etwas unsicher in Stimme und Haltung.

„Gewiß habe ich recht! Und das ist es ja gerade, wo ich hinterher bin: Ich will ihm die Sache zum Ulk machen, desto eher kommt er zu Verstand. Du verstehst mich nur nicht. Ist denn das recht, daß er da liebelt?"

„Nee, das ist es nicht."

„Siehst du! Also statt mir entgegen zu sein, solltest du mir helfen, damit wir ihn kurieren. Er ist gerade in seinen gefährlichen Flegeljahren, wo er noch keinen Verstand hat, und ruiniert sich das Studium. Wer kann denn lernen, wenn er beständig an ein Mädchen denkt! Wir tun ihm den besten Liebesdienst, wenn wir ihn kurieren."

„Wahrlich du hast recht, Jack. Wenn man die Sache ernst nimmt, so wird es nur schlimmer mit ihm. Man muß sie ihm lächerlich machen. Topp! hier meine Hand drauf, ich helfe dir."

„Siehst du! Im großen und ganzen genommen, bist du ein ordentlicher Kerl, Jim."

Sie gingen in großer Einigkeit schlafen und jeder freute sich, daß der andere ein so verständiger Mensch sei. Nur Isch wälzte sich von Kummer gequält rastlos auf seiner Lagerstätte. Immer wieder dünkte es ihn, als wolle sein armes Herze brechen.

Am andern Morgen teilte ihm Jim das Resultat der Unterhandlung mit: „Jack hat die Ermahnung angenommen!"

„Gut!“ antwortete Isch tonlos, „dann will ich ihm auch wieder vergeben.“ Damit war die heikle Angelegenheit erledigt.

Am nächsten Samstag erhielt Isch keine Einladung auf Sonntag. Die Waschtante brachte ihm die reine Wäsche wie sonst auch in die Küche und nahm die gebrauchte in Empfang, als wickele sie ein selbverständliches Geschäft ab, ohne jegliche Hingabe oder Ermunterung. Das Mädchen ließ sich nicht blicken.

Als die Wäsche eingepackt im Koffer ruhte, mußte Isch wie üblich eine Tasse Kaffee mit frischgebackenem Kaffeekuchen genießen; das war so Regel bei seiner Waschtante. Sonst hatte es vorzüglich geschmeckt, aber heute würgte er daran, als wäre es bittere Arzenei.

„Ist Ihre Tochter . . . Fräulein Tochter besser?“ fragte er endlich, hatte dabei aber etwas in die falsche Kehle gekriegt und mußte heftig husten.

„O ja,“ antwortete sie zum zweiten Male; das erste Mal hatte er es wegen des Hustens nicht gehört. „Sie schafft bereits wieder im Store.“

Das war alles, keine Einladung, keine Ermunterung.

Isch war nicht zufrieden. Einen mit Kuchen und Kaffee abzuspeisen, als ob man noch ein Schuljunge wäre! Mit frohen Hoffnungen war er gekommen und mit geknickten Hoffnungen trug er die Wäsche ins College.

Dort zündete er sich traurig eine Pfeife an und setzte sich unter den großen Ahornbaum am Mittelgang, um Trübsal zu blasen. Etwa fünfzig Studenten gingen im Park spazieren. Sie defilierten an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten. Ach, wie sah die Welt so düster aus!

Endlich kam Jack, blieb stehen, musterte ihn, legte den Kopf auf die linke Seite und erkundigte sich teilnehmend: „Tut's sehr weh?"

Isch nahm ein Klümpchen Holz auf und warf es dem Frechen an den Kopf. „Gehst!"

Isch stand auf und ging ins College zurück. Dort lief ihm Jim in die Arme, als er die Treppe hinauf wankte. Jim sah ihm flüchtig ins Gesicht. „Aha, ich seh schon! Sie ist gestorben. Armer Junge!"

Isch warf ihm einen vernichtenden Blick zu und rannte in sein Zimmer. Ach, wie sind die Menschen so herzlos!

Zwar versuchten Jack und Jim des öfteren im Verlaufe der Woche ihn zu trösten, erwiesen sich jedoch als leidige Tröster, und Isch konnte sich gar nicht mehr an ihnen erfreuen. Ach, wie ist die Welt so hohl und gefühllos!

Das Ergebnis des folgenden Samstags war genau dasselbe: Kaffee und Kuchen, ein paar nichtssagende Redensarten und reine Wäsche. Isch war nahe daran, an der Welt zu verzweifeln. In der freien Zeit saß er einsam umher und fraß seinen Kummer in sich.

Die Natur feierte Maienzeit. Im Park blühten die Rosen schmachtend rot, die Vögel sangen und zwitscherten in den Bäumen und das Lachen der frohen Studentenseelen erklang unter dem blühenden Dornbusch. Die Bäume dufteten im jungen Grün. Vor dem College strahlten des Hausverwalters Tulpen wie noch nie und surrende Kolibris flogen von einem Kelch zum andern. Der junge Frühling lockte sogar die chronischen Stubenhocker ins Freie. Alles freute und liebte sich, nur Isch wußte nicht mit seiner Liebe

wohin. Und sein Herz war zum Ueberquellen voll. Er hätte vor lauter Wehmut weinen können.

Wie konnte er auch anders als einsam sein? Um ihren spitzbübischen Blicken und ihren impertinenten Fragen zu entgehen, blieb ihm nichts anders übrig. Es war irgendwo durchgesiekert, daß er eine Liebe zur Tochter seiner Waschtante im Herzen trug. Nun setzten sie ihm das Menschenmögliche zu. Reden wie „Er hat's aber schlimm!" oder „Ja, die Liebe tut weh!" oder „Ueber so 'was soll man nicht lachen!" oder, wenn sie allerlei anzügliche Lieder sangen zum Beispiel ‚Kein Feuer, keine Kohle' oder ‚Ach, wie ist's möglich dann', schwirrten ihm beständig um die Ohren. Und Jack und Jim, die falschen Freunde, taten sich besonders durch allerlei infame gütige Nachfragen hervor. Mit seinen geheimsten Gefühlen trieben sie ihren Ulk. Es war zum Sterben traurig im sonst so lieben College.

Es kam jedoch noch schlimmer.

Der Professor sprach über Glaube und Liebe in der Stunde. Er führte aus, daß aus der Liebe, der Kardinaltugend, alle anderen Tugenden wie Nachsicht, Geduld, Hoffnung, Treue und Fleiß herauswüchsen und mit ihr zusammenhingen wie die, die. . . die. . .

Nun war Isch dran zu antworten. Er hatte natürlich geträumt und wußte nicht, ahnte auch nicht, daß der Professor den Vergleich auf die Glieder einer K e t t e lenken wollte.

„Nun," kam ihm der Professor gütigst zu Hilfe, „Sie werden doch die kleinen runden Dinger kennen, deren Zweck ist, einträchtiglich zu binden und zu halten. Also: Alle Tugenden hängen mit der Liebe zusammen wie. . . wie. . ."

„Wie ein Trauring!“ antwortete Isch in dem Bewußtsein, das Richtige erwischt zu haben.

„Daß dich!“ lachte der Professor und mit ihm stimmte die ganze Studentenschaft an. „Sie, scheint es, beschäftigen sich wohl schon recht eingehend mit dem Trauring.“

Nun war es ganz schlimm. Der Professor schalt ihn tüchtig aus und in der freien Zeit spöttelten die Studenten über den ‚Trauring‘. Besonders Jack und Jim nahmen ihn in dieser Richtung gewaltig vor. „Siehst du, so kommt es! Das hast du nun davon! Zu der Dummheit nun auch noch die Blamage!“ Sie gaben ihm die schönsten Ratschläge und die weisesten Lehren mit, wenn er Wäsche holen ging, und forschten, wenn er wieder kam, ihn nach so vielen Dingen aus, daß ihm unendlich weh ums Herz wurde und er sich davonschlich. Hinter einem Sirenenbusch hockte er sich hin und weinte seinen Jammer aus. Sterben wollte er, sterben, um nur aus dieser hohlen, herzlosen Welt hinaus zu kommen. Es war nicht mehr zum Aushalten. Nicht nur die Schüler, sondern auch der Professor machte sich lustig über ihn.

Ach ja! Er hatte sie seit jenem ersten Samstag nicht wieder zu Gesicht bekommen. Immer gab es Kaffee und Kuchen, aber keine Einladung und kein Mädchen. Dabei sagte ihm sein Herz, daß sie sich in Sehnsucht um ihn gerade so verzehre, wie er sich um sie. Aber die Rabeneltern und die neidischen Freunde ließen beide nicht mehr zusammen kommen.

Ausgang Mai gab es ein großes Fest im Collegepark. Der Frauenverein der Gemeinde hatte sich ihn zum Ausflugsort erkoren und kam am Nachmittage mit vielen bunten Hü=

ten und vielen großen Körben angegangen. Natürlich war auch junges Volk dabei, denn wo die Mütter weilen, sind die Töchter gut aufgehoben. Die Studenten erhielten den Nachmittag frei, weil es doch nicht schicklich ist, daß der Gastgeber arbeitet, wenn er Besuch hat.

Da nötigten denn die guten Waschtanten ihre Waschneffen unter den Studenten zum Essen und die Neffen nahmen die Einladung gern an. Ein gesunder Studentenmagen freut sich immer bei der Aussicht auf einen guten Schmaus. Und weil der eine oder der andere noch einen guten Freund hatte, so durfte der gute Freund auch mit genießen. Der Frauenverein handelte stets wahrhaft mütterlich an den Studenten bei solchen Ausflügen, und viele Glieder — das sei hier der Wahrheit gemäß konstatiert — ganz uneigennützig, nur aus gutem Herzen.

Ischens Waschtante war natürlich auch da. Isch hatte sie bald entdeckt, und durfte fortan nicht mehr von ihrer Seite weichen. Was sie da alles an guten Dingen dem lieben Isch zuschob, mag ihr gutes Herze wissen; der Erzähler weiß es nicht.

Nur die Tochter war nicht da, obwohl viele recht anmutige Töchter unter den Bäumen schwärmten und hier und da mit bekannten Studenten anbändelten. Und was beinahe noch schlimmer war — die Waschtante erwähnte ihre Tochter mit keiner Miene. Isch drückte sich über eine Stunde lang mit der Ungewißheit herum, wagte dann aber eine schüchterne und halbverzagte Frage: „Wo ist denn Ihr Fräulein Tochter?“

„Im Store. Sie kann da nicht weg. Der Manager will sie erst um Fünfe freilassen.“

Also um Fünfe! Ischens Herz galoppierte im Sturmschritt. Also um Fünfe! Dann erforderte es der Anstand, daß er sich mit ihr unterhielt, daß er mit ihr spazieren ging, daß er sich mit ihr auf die Bank unter dem Dornbusch setzte, der mittlerweile — leider! — ausgeblüht hatte. Herz, sei still!

Isch hielt seine Augen auf die Pforte gerichtet, denn dadurch mußte sie kommen.

Um Fünfe kam sie denn auch. Aber ein junger Mann war bei ihr, mit dem sie sich anscheinend harmonisch unterhielt. Natürlich würde er es schon fertig bringen, den Eindringling wegzugraulen; der hatte hier beim Fest des Frauenvereins überhaupt nichts verloren.

Isch hielt den Atem an, als sie näher kamen; sein Herz wollte wohl ganz und gar aus der Brust springen. Was fiel dem närrischen kleinen Unruhstifter denn ein?

Isch sah, daß die Tochter ihn erblickte und erkannte. Er richtete sich zu stolzer Höhe auf, zog den Hut und nickte ihr zu. Nun waren sie da.

„Guten Tag, Herr Isch!" sagte sie und reichte ihm nach guter deutscher Sitte die Hand. Dann wandte sie sich dem jungen Manne neben ihr zu: „Student Isch, für den die Mama wäscht — Herr N. N., mein Bräutigam!"

Vor Ischens Augen wurde es dunkel, total dunkel. Er sah weder das Mädchen, noch den jungen Mann, noch all die andern. Und der kleine Unruhstifter in seiner Brust, der sich vorhin gar nicht bändigen wollte, stand etliche Atemzüge lang ganz still, bombenstill. Dann aber holte er aus wie noch nie und klopfte so heftig gegen die Rippen, daß Isch die Hand drauf drückte.

Er machte dann einen Versuch zu einem freundlichen Lächeln, reichte dem jungen Manne die Hand und war danach stille, sehr stille.

Es wurde abermals aufgetischt und er mußte abermals essen. Und wirklich, er aß. Es hatte alles keinen Geschmack, aber er aß es ohne auf die Menge des Genossenen zu achten.

Er war auch freundlich zu dem jungen Paar, unterhielt sich mit ihm von allem Möglichen, ohne zu wissen, wovon, und blieb bei ihnen bis sie aufbrachen. Dann konnte er sich sogar in verbindlichster Weise verabschieden, ohne daß es ihm Ueberwindung kostete.

Aber bleich sah er aus, so bleich, daß die Waschtante mahnte: „Nehmen Sie heute abend gleich etwas ein, damit Sie nicht krank werden.“

Er nahm natürlich nichts ein. Im Park war es nach dem Tumult des Tages kühl und angenehm. Er setzte sich auf die Bank unter dem großen Ahornbaum und atmete tief und sehr ruhig. Studieren konnte er heute abend nicht, es war unmöglich.

Da tönten Schritte auf dem Schlakenwege. Eine Gestalt kam näher. Es war dunkel, man konnte keinen erkennen. Vor ihm blieb die Gestalt stehen und sah ihm ins Gesicht. „Ach, hier bist du! Ich habe dich überall gesucht:— Nun wie steht's?“ Es war Jack.

„Gut! Sehr gut! Ich bin fertig mit der Dummheit.“

„Nanu! das hört sich ja recht vergnügt an.“

„Sie ist verlobt mit dem jungen Manne, der sie begleitete.“

„Also! Siehst du!“ Jack legte den Arm um des Freundes Hals. „Freut mich, Isch, freut mich deinetwegen. Nun

ist es dir doch gerade so ergangen wie dem Jim. Ihr seid Leidensgenossen und könnt euch gegenseitig trösten. Aber nun fang ja keine neuen Dummheiten mehr an."

„Fällt mir ja nicht ein! Wenn ich nicht so blind gewesen wäre, hätte ich ja schon länger etwas merken müssen. Aber nun ist es gut. Komm, wir rauchen eine Pfeife zusammen."

„Ich muß noch studieren."

„Ach was! Gleich ist ja Andacht. Komm!"

Isch war wirklich kuriert von seinem Liebeskummer. Die Studenten waren nicht mehr roh und gefühllos, die Welt sah nicht mehr hohl und düster aus. Er war wieder der alte treue und aufrichtige Isch, den die andern so gern hatten.

Seine Waschtante blieb ihm treu, bis er Examen machte. Und auf der Hochzeit ihrer Tochter fühlte er nichts anders als Wohlwollen gegen das junge Paar in seiner Brust.

Das Collegeschwein.

Pommeranus war schuld daran, daß wir eins hatten. Er besuchte nämlich von Zeit zu Zeit einen ihm befreundeten Farmer und ritt dort fleißig sein Stekkenpferdchen Ackerbau und Viehzucht; im College wollte ihm ja niemand zuhören, wenn er darüber Vorträge hielt. Seine Vorträge litten nämlich an einer chronischen Länglichkeit, und darin sollte er große Aehnlichkeit mit dem Dr. Pommeranus aus der Reformationsgeschichte haben, weshalb sie ihn Pommeranus nannten.

Also die Geschichte mit dem Collegeschwein trug sich so zu:

Pommeranus bestimmte seinen lieben Farmer, auch einmal etwas für die „Kolleridschbuwe" zu tun, und der Farmer entschloß sich, sein großes Schwein zu opfern. Der freundliche Mann erbot sich sogar, es im ausgeschlachteten Zustande abzuliefern, aber Pommeranus dachte an die diversen Würste und delikaten Braten, die ihm in dieser Weise verloren gingen, und bestimmte den Farmer, es lebendig abzuliefern, was denn auch geschah.

Nun hatten wir das Collegeschwein, wie es fortan tituliert wurde.

Pommeranus fütterte es gewissenhaft und stand in der freien Zeit viel am Koben, rauchte die lange Pfeife und be-

trachtete das liebe Tier. Wer ihm in Armeslänge kam, dem hielt er einen Vortrag über Schweinefütterung und Verwandtes; aber wer sich bergen konnte, wich ihm aus.

Schließlich wurde der Hausverwalter unwillig über das viele Futter, was das liebe Vieh verzehrte, und drohte: „Morgen bestelle ich den Schlächter und lasse es abmurksen.“

„Warum?“ fragte Pommeranus. „Wozu da noch Geld verschwenden, denn der Mann tut es nicht umsonst? Das tun wir selber!“

„Verstehen Sie es denn?“

„Wie sollte ich nicht?“

Da fiel es ihm schwer auf das Herz, daß er selber der Schlächter des lieben Tieres sein sollte, was doch nicht anging. Er half sich aus der peinlichen Lage wie folgt: „Aber Knopf ist eines Schlächters Sohn und versteht es ohne Zweifel besser als ich; er hat ja seinem Vater oft genug dabei zugesehen und weiß ganz genau, wie es gemacht wird. Ich werde mit Knopf reden. Auch wird er sich vortrefflich auf das Wurstmachen verstehen.“

„Sie wollen doch nicht Wurst machen?“

„Freilich! Blutwurst, Leberwurst und Mettwurst. Wollte ich das nicht, so hätte ja der Farmer das Tier schlachten können.“

Der Hausverwalter war gerade nicht erbaut von dieser Wurstmacherei und gebrauchte Worte wie „Schmierwirtschaft“, „Schlamperei“ und andere unästhetische Ausdrücke, bis Pommeranus ihm alle Einwände abschnitt mit dem unwiderleglichen Grund: „Es gehört sich nun einmal so.“

Knopf jedoch hatte sich den Finger beim Ballspiel ver-



Beim Ballspiel.

knarrt und lehnte dankend ab. Er verwies auf Mike, der eines Farmers Sohn und in solchen Sachen wohl erfahren sei.

Mike versicherte, daß er das Schlächterhandwerk aus dem Ff verstünde, und erklärte sich freundlichst bereit, jedem, der sich darin ausbilden wolle, gratis Unterricht zu erteilen; aber er müsse am Samstag verreisen, und an einem anderen Wochentage ließe sich das große Schlachtefest der Stunden wegen nicht feiern.

„Nun, dann muß es halt ein anderer tun," sagte Pommeranus unverzagt und suchte sich sämtliche Schlachtkundige aus der Studentenschaft heraus. Leider hatte jeder einen triftigen Grund, um die Ehre abzulehnen. An Mut und Sachkenntnis fehlte es keinem, aber die Verhältnisse lagen jedesmal derartig, daß man notgedrungen von ihnen absehen mußte.

„Dann tu ich es selber!" entschied sich Pommeranus mit einem schweren Seufzer. Er wurde recht still und nachdenklich nach diesem und seufzte öfters schwer und schmerzlich auf, ging aber doch zum Hausverwalter und schliff sich ein Messer. Wenn er am Koben vorbeigehen mußte, seufzte er wieder, sah das liebe Tier mit trauriger Entschlossenheit an, ging weiter und seufzte nochmals.

Als er das Messer geschliffen hatte, fragte der mitleidige Hausverwalter: „Wollen Sie nicht lieber einen Schlächter rufen?"

„Wozu?" fragte Pommeranus mit funkelnden Augen. Wenn Pommeranus in diesem Tone ‚Wozu' fragte, so verstummte der Fragesteller in der Regel. Der Hausverwalter

verstummte also und sagte im Weggehen: „Der wird nicht noch einmal ein lebendiges Schwein ins College bringen."

Pommeranus aber schwang sich auf das moralische Roß und hielt seinen Kommilitonen eine Entrüstungsrede, die, in Kürze wiedergegeben, etwa folgenden Inhalt hatte: So macht ihr's! Wenn man euch eine Liebe erweisen will und euch einen saftigen Braten nebst frischer Wurst verschafft, wollt ihr nicht einmal mithelfen. So seid ihr! Zum Arbeiten ist keiner da, aber hernach zum Essen! Ihr seid das gute Tier ja gar nicht wert!

Ein gutes Wort findet bekanntlich einen guten Ort. Pommeranus hatte im Handumdrehen sechs Kollegen, die ihm bei allem zu Hand gehen wollten, wenn er selber das Schlachten besorgte.

„Na, wozu habe ich denn das Messer bereits geschliffen?" fragte Pommeranus, und die Folge war, daß ihm keiner mehr widersprach.

Voll jugendlichen Eifers wurden jetzt die unumgänglichen Vorbereitungen getroffen.

Hans Bendix legte eine alte Tür, die einst am Kohlenschuppen gehangen und von den eifrigen „Stubentouristen" aus den Angeln „gerannt" worden war, über zwei Holzblöcke und schuf damit das „Schabegerüst". Ruß rollte ein Faß herbei und stellte es schräge an das Gerüst, damit es dort als bequemes „Brühfaß" diene. Schan, der unter dem Namen „Regimentsmutter" rühmlichst bekannt war, trug Wasser in die Küche und befahl den Mädchen, es „glühendheiß" zu machen. Mops kürzte die Waschleine des Haushalters um etwa zehn Fußlängen und machte eine wunderhübsche Schlinge daraus, um sie dem Pork im geeigneten

Augenblick um den Hinterfuß zu legen. Pommeranus wetzte sein Messer und gab gratis Unterricht über die barmherzigste Weise, Schweine zu schlachten. Und Codex, der älteste und würdigste von allen, ging währenddessen auf und ab, rauchte seine lange Pfeife und mahnte von Zeit zu Zeit: „Macht die Sache aber auch ordentlich!"

Dann warteten sie, bis das Wasser heiß wurde.

Es war natürlich, daß sich immer mehr Studenten auf dem Schlachtfeld einstellten und das große Ereignis durch Zuschauen verherrlichen halfen. Apollo, der Musikdirektor der rühmlichst bekannten Euphonia, schüttelte sich die Locken aus der Stirn und fragte Pommeranus: „Ist es wirklich wahr, daß du Wurst machen willst?

„Versteht sich!"

„Wann wollen wir sie denn essen?"

„Dummes Zeug! Doch erst, wenn sie fertig ist."

„Und wann wird das sein?"

„Auf jeden Fall morgen abend."

„Du, das Ereignis sollten wir doch in würdiger Weise begehen. Wie wäre es, wenn wir dabei etliche Chorgesänge vom Stapel ließen?"

„Man zu!"

Apollo ging, um die Euphonia zusammen zu rufen, wandte sich aber noch einmal um und rief zurück: „Machst du auch Blutwurst?"

„Ja."

„Du, dann vergiß ja nicht die Rosinen. Rosinen verleihen der Blutwurst einen ganz wonnevollen Wohlgeschmack, den man durch nichts anders erreichen kann." Dann ging Apollo und gab das Glockensignal für die Euphonianer. Nach

zehn Minuten klang es aus dem kleinen Lehrsaal in vierstimmigem Männerchor heraus:

Kellner! — Mein Herr! — Was giebts für heut?
Frikassee mit Kalbfleisch,
Blumenkohl mit Rindfleisch,
Sauerkraut mit Schweinefleisch,
Schöpsenfleisch mit Welschkraut,
Bratwurst, Omeletten, Beefsteak, und so weiter.

„Was für Gewürz tust du an die Mettwurst?“ forschte die Regimentsmutter.

„Na, was dazu gehört — Majoran, Thimian und so weiter.“

„Nimm aber ja nicht zu viel von dem Majoran, sonst schmeckt sie bitter.“

„Ach, was verstehst du davon!“ entgegnete Pommeranus in etwas wegwerfendem Tone. „Der bittere Geschmack kommt von zuvielem Pfeffer. Thimian und Majoran verderben keine Wurst. Wenn die Menschen doch nicht von Sachen reden wollten, von denen sie nicht die Bohne verstehen!“

„Laß ihn in Ruh!“ mahnte Coder.

Hier kam Mops und meldete, daß das Wasser nächstens anfangen werde zu kochen. „Dann wird es Zeit,“ sagte Coder und trat zum Koben, reckte den Hals vorsichtig über die Bretter und widmete dem lieben Tiere etliche ernste Blicke. Auch die andern kamen heran und stellten sich in Reih und Glied.

Pommeranus seufzte und kratzte dem Schwein den breiten Rücken; es hielt stille und grunzte wohlwollend dazu.

„Wie willst du es da heraus holen?“ forschte Codex, der einer Sache gern auf den Grund ging.

Diese einfältige Frage ärgerte Pommeranus. „Wirst ja sehen!“

„Na, wenn du so sprichst, dann will ich mich lieber empfehlen,“ versetzte Codex in ruhigem und gemessenem Tone. „Ich mag überhaupt nichts von der Schlächterei sehen oder hören. Wenn es nach mir ginge, würden überhaupt keine Tiere geschlachtet. Ich werde derweilen im Park spazieren gehen. Macht es nur ordentlich.“ Und Codex legte die Linke auf den Rücken, benutzte mit der Rechten den Pfeifenstiel als Spazierstock und stiefelte gemessenen Schrittes davon — wie ein Storch, der nach Fröschen ausschaut.

Pommeranus nahm allen männlichen Mut zusammen, seufzte mehrmals zentnerschwer, kletterte dann in den Koben hinein und kommandierte von dort aus: „Mops, du legst dem Schwein die Schlinge um den Hinterfuß, wenn ich es halte. Stifft, du holst die Axt und giebst ihm eins vor die Stirn, wenn es draußen ist; und ihr andern stellt euch so auf, daß ihr gleich die Füße und die Ohren packt, sobald es fällt.“

Seinem Befehl wurde gewissenhaft entsprochen. Jeder sagte sich, daß in der nächsten Minute etwas Gräßliches geschehen könne, wenn man nicht Ordre parierte. Die Stimmung war ernst und todesmutig.

Pommeranus kraute dem Tiere in den Nackenborsten und gurgelte mit halberstickter Stimme: „Su — su — susu, mein Schweinchen! Susu!“ Und das Tier hielt stille, bis ihm Pommeranus am Fuß hinabstreichelte und das Bein packte. Dann wurde es nervös und wollte auf und davon.

„Jetzt!“ kommandierte Pommeranus und freute sich über die behende Geschicklichkeit, womit Mops in einem Nu die Schlinge über die Klaue schlüpfte und dann fest hielt. „Prachtvoll, Mops! Nun, Stiffi, nimm die Axt und schlage die Bretter vom Koben los.“

Auch diese Handlung wurde prompt und sicher ausgeführt.

Das Schwein kletterte gemächlich über das unterste Brett der Kobenwand, ging etliche Schritte fürbaß, stand stille und sah sich die herumstehenden Musensöhne der Reihe nach an und zwar, wie es schien, ohne jeglichen Argwohn. In diesem Augenblick erhob Stiffi die Axt.

„Noch nicht!“ kommandierte Pommeranus. „Es muß näher zum Gerüst.“

Kaum waren diese Worte verhallt, so nahm das Tier einen Ansatz und sprang rechtsab. Mops, der es an der Leine hielt und noch im Koben stand, wollte schnell hervortreten, trat aber fehl und fiel zur Erde, wobei sein Fuß zwischen die Bretter geriet und sich darin verhaspelte. Das Schwein zerrte verzweifelt am Strick und eifrige Gesellen sprangen zu, um es zu halten. Die Schlinge schlüpfte vom Fuß und das Schwein ging heidi.

Jeder scheuchte, jeder schrie. Jeder lief hinterher oder kam ihm entgegen. Das liebe Tier zeigte sich äußerst erfahren im Ausweichen und Entwischen. Hans Bendix warf sich ihm entgegen und griff nach den Ohren, fiel aber hin und vier andere stürzten über ihn. Das Schwein entkam unbeschädigt und lief in den Park, wo Codex in Ruhe spazieren ging.

Im Grunde seines Herzens war Codex ein sehr gefälli-

ger und gemütlicher Mensch. Er sah gleich mit halbem Auge, was passiert war, nahm die Pfeife aus dem Munde, kam dem Tier entgegen, spreizte die Beine und stand im Nu da wie der Koloß zu Rhodos, schwenkte die Rockschöße auf und ab und zischte wie ein wütender Gänserich „Schtischschschsch!“ Er gedachte nämlich, das Tier zurückzuscheuchen.

Leider verstand ihn das Schwein falsch. Es sauste durch die Säulen des Kolosses hindurch wie die Schiffe einstmals durch den Hellespont, und Codex, der die Kniee zusammenpreßte, um den Ausreißer fest zu klemmen, kam verkehrt auf den breiten Rücken des Tieres zu sitzen und ritt rücklings davon. Seine Beine hakten jedoch bald hinter einem Rosenbusch fest und zogen ihn von dem Roß herunter.

Zu denen, die an ihm vorbeiliefen, sagte er ziemlich entmutigt: „Na, seht zu, daß ihr es greifen könnt; ich greife nicht mehr.“

Die Jagd ging zunächst im Park herum, dann richtete das Borstenvieh seinen Kurs ostwärts. auf die Professorenwohnungen zu. Seine Intelligenz erwies sich als vorzüglich, denn es sah den Studenten schon in der Ferne an, was sie in der nächsten Fenzecke zu tun beabsichtigten, und wich ihnen schon lange vorher aus durch allerlei Flankierungsmanöver. Auf unser schönstes Tulpenbeet nahm es nicht die geringste Rücksicht. Zum Glück hatte Bendix in kluger Vorausberechnung die Pforte geschlossen, sonst wäre es am Ende noch in die Stadt gerannt; und wir hätten doch hinterdrein müssen. Schon allein bei dem Gedanken an diese Blamage können einem die Haare zu Berge stehen.

Jeder der Herren Professoren genoß vor seinem Hause eine liebliche Anlage mit Fußwegen und Blumenbeeten. Der

Kurs des Tieres ging quer hindurch, während die wohlerzogenen Schüler den Ziegelfußweg entlang liefen.

Der Herr Direktor kam bloßen Hauptes heraus und rief: „Heda! Was wollt ihr mit dem Schwein?“

„Schlachten!“ keuchte Stiffi, der immer noch die Axt auf der Schulter trug und irgendwo den Hut verloren hatte.

„Aber das geht doch nicht! Ihr jagt ja das Tier rein zu Tode!“

Diese Worte fing Pommeranus auf und lief wie der fliegende Merkur hinter den ersten her. „Heda! Heda! So hört doch! Habt ihr denn keine Ohren? Ihr jagt ja das Schwein zu Tode! Seht ihr nicht, wie es gischert?“

Ist aber der Schlachteifer einmal entfacht, so läßt er sich nur selten wieder ersticken. Pommeranus' Mannen waren dermaßen in den Zug gekommen, daß sie nur noch für das Schwein Augen und Ohren hatten, sonst aber auch für keinen. In der Fenzecke des letzten Professoren-Grundstückes glaubten sie es endlich zu haben. Gerade als es einen Augenblick still stand, um sich zu besinnen, fielen sie wie die Schergen über das Tier her und packten es sicher an den Beinen, an den Ohren, am Schwänze. Als sie jedoch nachsahen, war es weiter nichts als ein Irrtum, und das Schwein lief schon wieder etliche zwanzig Schritte weiter.

Der Direktor war inzwischen um sein Haus herum gegangen und rief nun an der andern Seite: „Heda! Kinder! Menschen! Hört ihr denn nicht? Wollt ihr das Tier zu nichte jagen? Bleibt zurück — laßt ihm Ruhe und dann fangt es mit List!“

Das war sicherlich ein guter Rat, aber der beste Rat ist nutzlos, wenn er nicht befolgt wird. Die Begeisterung mach-

te die Häscher taub und blind und ging total mit ihnen durch, wie der Professorinnen Radieschen, Salat, Spinat und anderes Gartengemüse bereitwilligst bezeugt hätten, wenn ihnen Sprache und Stimme verliehen gewesen wäre.

Vor des Direktors Stall brach das arme Tier endlich zusammen, und sofort fielen die Häscher wie die Fliegen darauf nieder. Pommeranus jedoch kam mit fliegenden Rockschößen daher gesetzt und schalt: „Wollt ihr wohl herunter? Runter, sage ich! Ihr drückt ja das Tier zu Brei. Runter! Habt ihr denn keinen Verstand mehr?“

Er riß einen nach dem andern in ganz unsanfter Weise herab und gewahrte dann, daß das Schwein auch ohne diese Belastung liegen blieb. Es war ausgespielt.

Stiffi holte mit der Axt aus und wollte wohl .... Sofort fiel ihm Pommeranus in den Arm. „Bist du nicht gescheit?“

„Willst du es denn jetzt nicht schlachten?“

„Jetzt? In diesem aufgeregten Zustande, wo der ganze Körper fliegt und kocht? Na, da hört man 'mal wieder, was ihr Dragoner von Ackerbau und Viehzucht versteht! Nein! Nein! Wenn es sich jetzt etwas verschnauft hat, bringe ich es in den Koben, wo es sich etliche Tage ausruht und anständig gefüttert wird. Und erst, wenn es sich vollkommen erholt hat, dann ...“

„... holen wir einen ordentlichen Schlächter“, fiel der Hausverwalter ein, der inzwischen auch gekommen war.

„Ja, Kinder,“ sagte der Direktor, „das wird wohl das beste sein.“

Pommeranus erwiderte nichts darauf. Er legte die Schlinge um des Tieres Klaue, zog sie fest und ... Ja,

das Tier stand auf und ging wie ein ‚Alter' ruhigen Gemüts den Fußweg entlang. Vor dem Koben machte es Halt, als müsse es sich den ernsten Schritt erst noch überlegen. Als Pommeranus ihm liebevoll im Nacken kraute, grunzte es befriedigt und kletterte aus eignem Antrieb in den Koben zurück. Bendix nagelte die Bretter fest und Pommeranus goß ihm klares, frisches Wasser in den Trog. Das Tier trank gierig davon und spendete dem guten Pommeranus danach einen dankbaren Blick.

„Ja," hob Pommeranus an, „da heißt es immer: Schweine sind dumm. Aber ich sage: wer Schweine für dumm erklärt, ist selber nicht weit davon. Denn ein ordentliches, verständiges Schwein ist ein großer Philosoph; es liest uns die Gedanken der Seele aus den Augen und zieht mit seinem dummen Schweineverstande ganz erstaunliche Schlüsse, die von eminenter Verstandestiefe und von scharfer Logik zeugen. Da hatten wir zu Hause einmal ein Schwein . . ."

Aber wie gewöhnlich, wenn er über Ackerbau und Viehzucht referierte, so ging es auch diesmal: die Studenten machten sich heimlich dünne, und als Pommeranus sich nach seinen Zuhörern umsah, stand er mutterseelenallein am Koben. Da löste er sich los, brach das „Schabegerüst" ab, rollte das „Brühfaß" auf die Seite, damit kein Unbedachter darüber falle, trug das scharfe Messer in die Küche und bestellte das heiße Wasser ab.

Das Collegeschwein hatte gesiegt.

Die ruhmvolle Euphonia hatte diesmal umsonst geübt, und das feierliche Wurstessen, das sie mit ihrem Gesang verherrlichen wollte, unterblieb gänzlich. Denn der plattdeut-

sche Schlächter, der das Collegeschwein fünf Tage später für die Küche vorbereitete, wollte sich nicht mit dieser „Küterei“ abgeben, und Pommeranus, der mittlerweile wegen seiner Schlächterei viel geuzt worden war, sagte entrüstet: „Für euch Kerle Wurst machen? Wirklich, das fehlte auch noch gerade!“

